

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN

MITTEILUNGSBLATT DES LANDESVERBANDES ISRAELITISCHER KULTUSGEMEINDEN IN BAYERN

40. JAHRGANG / NR. 157

ראש השנה תשפ"ו 5786

19. SEPTEMBER 2025



לשנה טובה תכתבו

SCHANA TOWA 5786

Der Landesverband
Israelitischer Kultusgemeinden in Bayern
wünscht

zum Neujahrsfest 5786

dem Staat Israel,
seiner diplomatischen Vertretung in der Bundesrepublik,
der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland,
den Rabbinern und
allen Mitgliedern der Gemeinden
ein gesundes Jahr voll Frieden und Segen!

Dr. Josef Schuster

Präsident

Ilse Danziger

Vizepräsidentin

Anna Zisler

Vizepräsidentin

Karin Offman

Geschäftsführerin

STOLPERSTEINE NÜRNBERG

In der Pirkheimerstraße 117 wohnten

ARTHUR BLÜMLEIN
JG. 1872
DEPORTIERT 1942
THERESIENSTADT
ERMORDET 18.4.1943

IDA BLÜMLEIN
GEB. KUH
JG. 1891
DEPORTIERT 1942
THERESIENSTADT
1944 AUSCHWITZ
ERMORDET

ROBERT BLÜMLEIN
JG. 1913
DEPORTIERT 1942
IZBICA
ERMORDET

Unser Titelbild: Misrach-Teller von Rahel Ruth Sinasohn (1891–1969) in der Ausstellung „Widerstände – Jüdische Designerinnen der Moderne“ im Jüdisches Museum Berlin. Siehe dazu auch den Beitrag auf Seite 8 in diesem Heft. Das Wort Misrach, Osten, am unteren Rand zeigt die Gebetsrichtung an. Oben steht jewarecha, segne dich, wejischmerecha, und behüte dich.

Bilder Rückseite (alle Beiträge dazu im Heft): **Nr. 1:** Heidelberger Hochschulrede, (v.li.) Daniel Neumann, Landesverband der Jüdischen Gemeinden in Hessen, Prof. Barbara Traub, Hochschul-Kuratorium und der Gastredner Dr. Sergey Lagodinsky, Foto: Philipp Rothe. **Nr. 2:** Festakt in München mit Dr. Charlotte Knobloch, Foto: Daniel Schvarcz. **Nr. 3:** Feierlicher Festakt in der Synagoge München, Foto: Daniel Schvarcz. **Nr. 4:** Mazze-Day in der IKG Fürth. **Nr. 5:** Gemeinde Regensburg zum Gedenktag in Dachau. **Nr. 6:** Im Würzburger Rathaus informierte RIAS Bayern auf insgesamt 14 Tafeln über „Antisemitismus in Bayern – Juden Hass heute“: Annette Taigel, Foto: Markus Mauritz. **Nr. 7:** „Erinnerung leben – Vergangenheit im Dialog“: Jugendliche bei der Stadtführung in Regensburg.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,
am Jom Kippur, zehn Tage nach unserem jüdischen Neujahrsfest Rosch Haschana, bitten wir in der Synagoge darum, in das Buch des Lebens eingeschrieben zu werden. Es sind Tage der Gebete, der Rückkehr und der Besinnung. Meine Gedanken sind in diesen Tagen insbesondere bei den gequälten Geiseln der Terrororganisation Hamas, die eine zutiefst unmenschliche Gefangenschaft erleben müssen. Das ist ein schrecklicher Gedanke für uns und für alle Menschen, für die „Humanität“ etwas bedeutet. Deshalb sind meine Gedanken jetzt auch bei den traumatisierten Familien der Geiseln und bei allen Menschen, die Opfer des Terrorismus vom 7. Oktober geworden sind. Nichts wünschen wir uns derzeit mehr, als die Befreiung der Geiseln, die wieder kein Rosch Haschana in den Tunneln feiern können, und die Befriedung des Gaza-Streifens ohne den Hamas-Terrorismus.

Ich möchte heute aber auch an meinen Vorgänger als Präsident des Landesverbandes der IKG in Bayern erinnern. Dr. Dr. Simon Snopkowski, Träger des Bayerischen Verdienstordens und des Bundesverdienstkreuzes am Bande, wäre in diesem Sommer hundert Jahre alt geworden. Er gehörte noch zu den Überlebenden der Shoa. Viele von ihnen, auch Dr. Dr. Snopkowski, kamen aus Osteuropa und später aus den DP-Lagern und begründeten auf den Ruinen des Hitler-Reiches neues jüdisches Leben. Bereits 1959 wurde er Vorstandsmitglied der IKG München. Der praktizierende Arzt gab dieses Ehrenamt aber auf, als er zum Präsidenten des Landesverbandes gewählt wurde. In dieser Funktion galt sein Augenmerk der Ab-



sicherung des Bestandes der Jüdischen Gemeinden in Bayern mit besonderem Fokus auf die Kleingemeinden. Simon Snopkowski trug Sorge dafür, dass jedes jüdische Kind in Bayern, unabhängig von seinem Wohnort, Religionsunterricht erhält und für die damals mitunter sehr kleinen Gemeinden eine religiöse Versorgung gesichert ist.

Als Shoa-Überlebender galt sein Interesse auch allen Formen der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und die Erinnerungsarbeit war ihm ein großes Anliegen. Mit Hingabe widmete er sich den Problemen der KZ-Gedenkstätten in Bayern – sei es in Dachau, wo er nicht nur die jüdischen Gedenkstätten betreute, sondern sich auch für den Förderverein sowie für internationale Jugendbegegnung

engagierte, sei es für die vielen kleineren ehemaligen Lager in Bayern. Allein seiner Initiative ist es zu verdanken, dass in der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg am 7. Mai 1995 endlich auch eine jüdische Gedenkstätte errichtet wurde. Aber auch die vom Landesverband betreuten verwaisten jüdischen Friedhöfe in Bayern waren ihm wichtig. Verhandlungen, die er über all die Jahre mit dem Bayerischen Innenministerium führte, garantierten auch hier eine optimale Betreuung.

Zu den Höhepunkten seiner Amtszeit gehört sicher die finanzielle Absicherung der bayerischen Gemeinden. Dr. Dr. Snopkowski hat den Staatsvertrag für alle bayerischen Gemeinden mit der Staatsregierung ausgehandelt und mit Ministerpräsident Dr. Edmund Stoiber am 14. August 1997 unterzeichnet.

Bereits von seiner schweren Krankheit gezeichnet führte er im Jahr 2000 Gespräche mit Ministerpräsident Stoiber bezüglich der Beteiligung der Bayerischen Staatsregierung an den Baukosten für die neuen jüdischen Gemeindezentren in München und Würzburg sowie anderer jüdischer Gemeinden in Bayern. Wir bleiben ihm in Dankbarkeit verbunden.

Bitte beachten Sie zum 100. Geburtstag von Dr. Dr. Simon Snopkowski auch den Beitrag auf Seite 20.

Ihnen, liebe Leserinnen und Lesern, wünsche ich ein gutes und gesundes Neues Jahr 5786,

SCHANA TOWA

Ihr

Dr. Josef Schuster

Präsident

des Zentralrats der Juden in Deutschland und
des Landesverbandes der IKG in Bayern

Rosch Haschana 5786

Rosch Haschana
Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger . . 4
Verschiedenheiten
der religiösen Pflichten
Von Yizhak Ahren 5

Grußworte zu Rosch Haschana . . . 6

Kultur

Jüdische Designerinnen der Moderne
Von Benno Reicher 8
Heidelberger Hochschulrede 9
Bildung ist wie ein Licht
Von Markus Mauritz 10
Prosor bei Weimer 11

Nachrichten aus Frankreich

Art Déco Synagoge
Von Gaby Pagener-Neu 12

Dokumentation

Zum 100. Geburtstag 20
Vorwort zu
„Landsberg im 20. Jahrhundert“
von Dr. Dr. Simon Snopkowski sel. A. . 20
Historischer Festakt in München
Rede von Dr. Josef Schuster 23

Bayern

Spaenle in Salzburg 26
Antisemitismus als roter Faden 27

Aus den jüdischen Gemeinden in Bayern 30

Jüdische Jugend in Bayern 38

Buchbesprechungen 40

Russischer Beitrag 47

IMPRESSUM

JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN
authentisch bayerisch jüdisch

Redaktionsleitung: Benno Reicher, Vorländer-
weg 25, 48151 Münster, Tel. 0251-7475546
www.bayerisch-jüdisch.de
redaktion@berejournal.de

Wir erscheinen im April zu Pessach,
im September zu Rosch Haschana und
im Dezember zu Chanukka

In dieser Ausgabe mit Beiträgen von
Rabbiner Joel Berger, Yizhak Ahren, Angela
Genger, Daniel Hoffmann, Philipp Lenhard,
Markus Mauritz, Thomas Muggenthaler,
Gaby Pagener-Neu, Benno Reicher,
Josef Schuster, Simon Snopkowski sel. A.
und Dorothe Sommer

Herausgeber: Landesverband Israelitischer
Kultusgemeinden in Bayern

Gesamtherstellung: Druckerei Höhn,
Gottlieb-Daimler-Str. 14, 69514 Laudenbach

ROSCH HASCHANA

Von Landesrabbiner Dr. Joel Berger



Rabbiner Joel Berger

Unsere Feiertage im Verlauf eines liturgischen Jahres sind im Sefer Bamidbar, im vierten Mosebuch, Kapitel 28 und 29 aufgeführt. Über die wichtigen Inhalte von Rosch Haschana, unserem Neujahrsfest lesen wir: „... der erste Tag des siebenten Monats soll euch ein Feiertag sein. Keinerlei Dienstarbeit sollt ihr verrichten. Ein Tag des Posaunenschalls soll er euch sein.“ (4.B.M. 29:1ff) Die jüdischen Feiertage in der Tora sind mit dem Gebot der Arbeitsruhe gekoppelt. An diesem ersten Tag des siebenten jüdischen Monats Tischri kommt aber der Begriff „Posaunenschall“ hinzu. Unsere Weisen deuten diesen Tag als „Haupt des Jahres“, als Rosch Haschana, das Neujahrsfest, den Beginn eines neuen jüdischen Jahres. Die Posaune, die an diesem Tag ertönen soll, ist der Schofar, ein aus dem Horn eines Widders gefertigtes Natur-Instrument. Sich diese Töne anzuhören ist ein religiöses Gebot aus der Tora. Sie sollen uns noch eindringlicher daran erinnern, den Aufruf zur Reue und zum Bekennen unserer Fehler nicht auf die leichte Schulter zu nehmen. Er soll, so meinen die Rabbinen, den jüdischen Menschen aus dem Schlummern des ganzen Jahres wecken, um ihn daran zu erinnern, dass er auch an diesem Tag, wie beim jüngsten Gericht, vor seinem Schöpfer steht, um über das abgelaufene Jahr Rechenschaft abzulegen.

Die Aussagen im Gesetzeskodex des größten jüdischen Gelehrten aus dem 13. Jahrhundert, Maimonides, scheinen die Stimmungslage zu vertiefen: „Wacht auf, ihr Schlummernden. Werft eure Taten auf die Waagschale, gedenket Eures Schöpfers und wendet Euch zu Ihm in Reue.

Jagt nicht nach Träumen, vergeudet nicht eure Jahre. Folgt nicht jenen Dingen, die keinen Sinn ergeben können. Prüft lieber eure Seele; betrachtet nur eure eigenen Handlungen, damit ihr eure irregeleiteten Wege verlassen könnt. Kehret nun um zu eurem Gott, damit Er seine Gnade über euch walten lassen kann.“ (Hil. Teschuwa 3:4)

Wenn man gemäß der Tora an bestimmten Tagen den Schofar bläst, so erinnert uns das an die Opferbereitschaft Abrahams, die so weit gegangen wäre, selbst seinen eigenen Sohn Isaak auf Geheiß Gottes zu opfern, und es erinnert an den Widder, der an die Stelle des Sohnes trat. Den Schofar blasen wir, so die spätere rabbinische Auslegung, um unser Gewissen wachzurütteln.

Die Besonderheit des Schofars liegt auch darin, dass von den einst reichen, sakralen Musikinstrumenten des Tempels zu Jerusalem für das heutige Judentum nur dieses „rohe“ Naturinstrument übrigblieb. Die anderen biblisch überlieferten Instrumente wie Trommel, Harfe, Kythera, Flöte, Triangel verschwinden mit der Zerstörung des Tempels im Jahre 70 nach unserer Zeitrechnung.

Die Tora erwähnt den Schofar zum ersten Mal bei der Offenbarung der Zehn Gebote am Berge Sinai. Später, im dritten Mosebuch Wajikra, ertönt der Schofar zur Ankündigung des Jowel-Erlass-Jahres, wenn die aus der Not her veräußerten Immobilien zum ursprünglichen Besitzer zurückkehren. Auch all diejenigen Menschen, die ihre Schulden in der Fremde ableisten mussten, können nun zu ihren Familien heimkehren. (3 B.M; 25:9–10) Der Schofarton findet hier eine „unüberhörbare“ soziale Anwendung im Sinne der sozialen Gerechtigkeit. Ein Erlassjahr findet immer nach sieben Schabbat-Jah-

ren, nach 7 mal 7, also nach 49 Jahren statt. Die Gebote des Schabbat- und Joweljahres sind tragende Säulen der sozialen Gesetzgebung in unserer Tora.

Als König David vor 3.000 Jahren festlich nach Zion, d. h. in Jerusalem einzieht, ertönt ebenfalls der Schofar (II. Sam. 6:15), um nur einige „Anwendungen“ des Schofar aus der Bibel zu erwähnen.

Unsere Mystiker und Kabbalisten des Mittelalters betonen anschaulich die Rolle des Schofar beim Gerichtstag Gottes, am Jom Kippur. Hier steht, vor dem Richterstuhl des Herrn, wie vor jedem irdischen Gericht, auch der Ankläger, der auf Hebräisch Satan heißt. Die Schofartöne sollen ihn verwirren, damit er uns nicht verklagen kann, meint diese volkstümliche Vorstellung.

Im Altertum kündigt der Schofarton in Jerusalem den Einbruch des Schabbat-tages und damit den Beginn der Arbeitsruhe an. Unlängst wurde sogar ein Eckstein vom Tempelgebiet mit der hebräischen Aufschrift „Leba'al Tokea“ gefunden. Das bedeutet „dem Schofarbläser“ (gewidmet), der auf dieser steinernen Anhöhe in die Posaune blies.

Aus früheren Zeiten erfahren wir, dass das Schofarblasen auch mancherorts zum Beerdigungsritual gehörte. Die Volksweisheit will damit verhindern, dass der „Malach Ha'mawet“, der Todesbote, auch „Todesengel“ genannt, den Verstorbenen, bzw. seine Seele vor Gottes Thron anschwärzt.

Eine weitere Tradition des Rosch-Haschana-Festes ist das Taschlich. Das Wort Taschlich bedeutet auf Hebräisch „ablegen“ oder „abwerfen“. Am Nachmittag des ersten Tages von Rosch Haschana versammelt man sich in der Nähe eines fließenden Gewässers (z. B. eines Flusses, Baches oder Meeres).

Die Teilnehmer werfen Brotkrümel in das Wasser. So wie das Wasser die Brotkrümel wegträgt, so sollen auch die Sünden symbolisch weggetragen werden. Eine Handlung, die von einem Vers aus dem Buch des Propheten Micha abgeleitet ist. „Du wirst alle ihre Sünden in die Tiefen des Meeres werfen.“ (Micha 7:9)

Das Taschlich steht für Reue und den Wunsch, sich im kommenden Jahr zu bessern, zu ändern und um Vergebung zu bitten. Rosch Haschana ist sowohl ein feierlicher als auch ein freudiger Anlass, da er zum Nachdenken über das vergangene Jahr anregt und gleichzeitig den Blick auf neue Anfänge richtet.



Rosch Haschana Granatapfel

© Mare.

Verschiedenheit der religiösen Pflichten

Zwei talmudische Texte, eine Mischna im Traktat Sukka und eine Mischna im Traktat Kidduschin, ergänzen einander. Es ist daher angebracht, auf den bestehenden Sinnzusammenhang hinzuweisen. Eine unbestrittene Halacha lautet: „Frauen, Sklaven und Minderjährige sind von der Laubhütte frei“ (Sukka 28a). Nur die Befreiung der Frauen von der Sukka-Pflicht und von einigen anderen Mitzwot soll uns jetzt beschäftigen.

Im Hinblick auf die religiöse Praxis ist anzumerken, dass Frauen in der Sukka sitzen dürfen und nach Ansicht vieler Devisoren den entsprechenden Segensspruch sagen können. Die zitierte Mischna besagt, dass Frauen das Tora-Gebot, in der Laubhütte zu essen und zu schlafen, nur freiwillig erfüllen können, denn sie sind dazu vom Religionsgesetz nicht verpflichtet.

Wer wissen möchte, warum Frauen von der Sukka-Pflicht befreit sind, wird eine formale Antwort in der folgenden Mischna finden, die die oben zitierte ergänzt: „Zu allen von einer festgesetzten Zeit bedingten Geboten sind Männer verpflichtet, Frauen jedoch nicht. Zu allen von einer festgesetzten Zeit nicht bedingten Mitzwot sind sowohl Männer als auch Frauen verpflichtet. Alle Verbote, einerlei ob von einer Zeit bedingt oder nicht, gelten sowohl für Männer als auch für Frauen, ausgenommen das Verbot des Rundscherens, des Zerstörens des Bartlandes und der Verunreinigung an Toten“ (Kidduschin 29a).

Drei Regeln stehen in unserer Mischna. Auch von den ersten zwei Regeln gibt es einige Ausnahmen, die wir hier jedoch nicht auflisten brauchen. Für unsere Betrachtung ist wichtig: Das Wohnen in der Sukka – „In Hütten sollt ihr wohnen sieben Tage“ (3. Buch Mose 23,42) – ist eindeutig eine Mitzwa, die von einer festgelegten Zeit bestimmt ist. Deshalb sind Frauen zur Erfüllung dieses Gebots nicht verpflichtet!

Der Talmud hinterfragt die erste Regel, die in der Mischna steht: „Woher, dass Frauen frei sind von Geboten, die von einer festgesetzten Zeit bedingt sind?“ Die Antwort lautet: „Es ist von den Tefillin zu folgern: wie Frauen von den Tefillin frei sind, ebenso sind sie von allen von einer festgesetzten Zeit bedingten Geboten frei. Hinsichtlich der Tefillin ist es vom Studium der Tora zu folgern: wie Frauen vom Studium der Tora frei sind, ebenso sind Frauen von den Tefillin frei“ (Sukka 34a).

Der Talmud gibt uns eine nachvollziehbare halachische Ableitung der Regel, die in der Mischna in Kidduschin steht, jedoch keine überzeugende Erklärung,

warum Frauen von Mitzwot befreit wurden, die von einer festgelegten Zeit bedingt sind. Mehrere Autoren haben Vermutungen darüber geäußert, was den Gesetzgeber zur Befreiung der Frauen von zeitbedingten positiven Mitzwot veranlasst haben könnte.

In seinem Buch „Glaube und Leben im Judentum“ (Heidelberg und Wiesbaden 1985) fasst der angesehene Bibelwissenschaftler Georg Fohrer die vorgebrachten Gründe wie folgt zusammen: „Dies (die Befreiung von bestimmten Mitzwot) dient der Vermeidung einer Pflichtenkollision und geschieht aus Rücksicht auf die häuslichen Pflichten, nicht aber, weil das Judentum eine patriarchalische Struktur aufwies oder die Frau als minderwertig betrachtete. Im Gegenteil, Bibel, Mischna und Talmud reden oft mit hoher Achtung von der Frau.“

Erwähnenswert ist eine andere Begründung für die erste Regel der Mischna in Kidduschin, die wir im Tora-Kommentar von Rabbiner Samson Raphael Hirsch finden: „Es hat das göttliche Gesetz die Frauen nicht zur Erfüllung dieser Mitzwot verpflichtet, weil es diese Verpflich-

tung für Frauen nicht für nötig erachtet!“ Diese These setzt voraus, dass Männer und Frauen in unterschiedlichen Kreisen wirken und verschiedene Gebote benötigen.

Es wäre allerdings falsch zu vermuten, dass Rabbiner Hirsch eine geistige Überlegenheit der Frauen annimmt. Er bemerkte zum Vers „Männlich und weiblich hat er sie erschaffen und segnete sie“ (1. Buch Mose 5,2): „Beide (Mann und Frau) gleich göttlich, gleich würdig, keines Gott ebenbildlicher als das andere, beide gesegnet.“

Mit Recht hat Rabbiner Elie Munk in seinem klassischen Werk „Die Welt der Gebete“ (Basel 1975) festgestellt: „Die Verschiedenheit der Pflichten ist eine Grundlage des Judentums. Gleichheit des Rechts, Verschiedenheit des Aufgabenkreises. In dieser Forderung sieht das Judentum das Wohl der Welt begründet.“ Er zitiert einen Midrasch, der die jüdische Grundhaltung verdeutlicht: „Himmel und Erde rufe ich zu Zeugen, es sei Nichtjude oder Jude, Mann oder Frau, Knecht oder Magd, je nach den Taten des Menschen ruht der Gottesgeist auf ihm“ (Jalkut zu Richter 4,4).
Yizhak Ahren



Der jüdische Kalender 5786

Mit koscherem Humor durch das Jüdische Jahr

Vor zwei Jahren haben wir bereits den Jüdischen Kalender mit den Cartoons des holländischen Zeichners Ben Gershon in JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN vorgestellt. Die Leser der „Jüdischen Allgemeine“ kennen seine witzigen Zeichnungen seit vielen Jahren, und auch im schweizerischen Wochenmagazin „Tachles“ erscheinen sie regelmäßig. Jetzt ist der neue Kalender für 5786 wieder im Leipziger Verlag Hentrich & Hentrich erschienen.

Der schöne Wandkalender enthält alle jüdischen Feiertage und hat auch Platz für Termine und Notizen, und er begleitet uns von September 2025 bis Dezember 2026. Der Protagonist der gezeichneten Geschichten, Jewy Louis, trägt immer Tallit und Kippa und sein Name erinnert an den großen amerikanischen Komiker Jerry Lewis. „Als koscherer Comic“, schreibt der Verlag über den Kalender, „wirft Jewy Louis ein humorvolles Licht auf jahrhundertealte Traditionen, Bräuche und Symbole.“ bere

www.hentrichhentrich.de



Den jüdischen Bürgerinnen und Bürgern einen herzlichen Gruß zum Neujahrsfest! Für das neue Jahr alles Gute, Glück und Gesundheit!

Bayern ist stolz auf seine lebendige jüdische Gemeinschaft. Sie hat feste Wurzeln in Bayern, ist prägender Bestandteil der kulturellen Vielfalt im Freistaat und stellt eine wahre Bereicherung für unsere Gesellschaft dar. Jüdisches Leben gehört untrennbar zu Bayern! Das ist von unschätzbarem Wert und verdient fortlau-

fend unseren vollen Einsatz. In Zeiten, in denen Extremismus und Antisemitismus immer weitere Kreise ziehen, kommt es noch mehr darauf an, klare Haltung zu zeigen, entschlossen zu handeln und mit ganzer Kraft für das Wohl unserer jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger einzutreten.

Dafür steht die Bayerische Staatsregierung! Die jüdischen Gemeinden können auf ihr Schutzversprechen zählen. Sie setzt auf einen konsequenten Rechtsstaat, geht tatkräftig gegen Rassismus und Menschenverachtung im Netz vor und sichert nachdrücklich jüdische Einrichtungen. Zudem steht sie an der Seite Israels und

respektiert uneingeschränkt sein Recht auf Selbstverteidigung. Drohungen gegen die Existenz Israels sind nicht hinnehmbar! Wir tun alles dafür, dass sich die Jüdinnen und Juden in Bayern sicher fühlen und mit Zuversicht in die Zukunft schauen können. Genau darum geht es an Rosch Haschana: innehalten, das vergangene Jahr reflektieren – und mit Hoffnung und Optimismus in das neue starten.

Schana Towa!

Dr. Markus Söder
Bayerischer Ministerpräsident



Der Aufbau jüdischen Lebens in Deutschland, in Bayern nach der Shoa war und ist ein enormer Vorschuss an Vertrauen. Doch wie steht es heute um dieses Vertrauen?

Im Jahr 1989 schrieb der Politikwissenschaftler Francis Fukuyama seine These vom „Ende der Geschichte“ nieder – der umfassenden Durchsetzung von Liberalismus und Demokratie. Gerade mit Blick auf die jüdische Gemeinschaft und den jüdischen Staat wünschte ich, dass er Recht gehabt hätte. Aber er lag falsch. Weltweit stehen die Demokratien und liberalen Gesellschaften unter Druck. Stimmungsmache, Polarisierung, Hass und Hetze dominieren die Debatten.

Radikale wollen das freiheitlich-demokratische Wertesystem von außen und innen untergraben. Und wie fast immer in der Geschichte spüren die jüdischen Menschen die anti-humanistische Gefahr als erste – und besonders hart.

Immer weiter verbreitet sich der Judenhass: von rechts, von links, aus der muslimischen Community und auch da, wo man ganz achtsam sein will, etwa in Kunst und Kultur, sind viele eher bereit, die Narrative von Terroristen zu teilen als die Perspektive der jüdischen Gemeinden. Jüdische Menschen werden angegriffen und ausgegrenzt. Sie verstecken ihre Identität – in Deutschland, im Jahr 2025. Es ist ein Armutszeugnis!

Aber wir halten dagegen. Judenhass muss in unserem Land geächtet und bekämpft

werden. Bei null Toleranz. Das ist der Kampf um Freiheit und Demokratie!

Einmal mehr verbinde ich mit Rosch Haschana den Wunsch, dass sich die jüdischen Bürgerinnen und Bürger in ihrer bayerischen Heimat sicher und geborgen fühlen und der Antisemitismus – in jeder Form – auf harten gesellschaftlichen Widerspruch trifft.

In der Hoffnung auf unbeschwertere Zeiten wünsche ich Ihnen: Schana towa – ein glückliches und süßes neues Jahr!

Ihre

Ilse Aigner MdL, Präsidentin
des Bayerischen Landtags



Seit dem Terrorangriff der Hamas auf Israel 2023 und den dadurch ausgelösten Kriegshandlungen in Nahost mit vielen Zehntausenden Toten sehen sich Jüdinnen und Juden auch bei uns immer stärkeren Anfeindungen ausgesetzt. Antisemitische Äußerungen, Bedrohungen und Angriffe haben ganz massiv zugenommen. Sorgen muss uns außerdem die zunehmende Geschichtsvergessenheit der Menschen machen, von denen viele nach jüngsten Umfragen einen Schlussstrich unter unsere NS-Vergangenheit ziehen und nicht mehr an die Gräueltaten des Nationalsozialismus und unsere historische Verantwortung daraus erinnert werden wollen.

Demgegenüber sage ich: Mein Versprechen gilt: Die demokratische Münchner Stadtgesellschaft steht ein für das Existenzrecht Israels und bezieht klar Stellung gegen jegliche Form von Judenfeindlichkeit! Wir werden es niemals hinnehmen, dass jüdische Menschen hierzulande wieder in Angst leben müssen und ihren Glauben nicht mehr frei und offen praktizieren können. Wir werden Rassismus und Antisemitismus immer und rigoros bekämpfen, und wir werden dafür sorgen, dass die Erinnerung an die Vergangenheit gegenwärtig gehalten wird.

Gerade auch im vergangenen Jahr gab es da einige besondere Jubiläen: den 80. Jahrestag der Befreiung Europas vom Faschismus und den 60. Jahrestag der deutsch-israelischen Beziehungen etwa,

aber auch speziell in München den 80. Jahrestag der Wiedergründung der Israelitischen Kultusgemeinde sowie das 60-jährige Bestehen des TSV Maccabi und die 20-Jahr-Feier des Jewish Chamber Orchestra Munich.

Mit diesen positiven und Hoffnung für die Zukunft machenden Ereignissen wünsche ich allen Jüdinnen und Juden in München und darüber hinaus zum Neujahrsfest Rosch Haschana ein gutes, glückliches und vor allem Frieden bringendes Jahr 5786!

Dieter Reiter, Oberbürgermeister
der Landeshauptstadt München



Sehr geehrte Mitglieder der jüdischen Gemeinden in Bayern, liebe jüdische Schwestern und Brüder,

wieder geht ein ereignisreiches Jahr nach dem jüdischen Kalender zu Ende, und es ist kaum zu glauben, was im vergangenen Jahr alles passiert ist, weltpolitisch, aber auch im persönlichen Leben. Ein Jahreswechsel ist immer Anlass, persönlich zurückzuschauen und Bilanz zu ziehen, vor sich selbst und vor Gott: Was war gut, wo habe ich versagt, was möchte ich in Zu-

kunft besser machen? Als religiöse Menschen sind wir aufgerufen, diese Gewissensforschung immer wieder zu machen, denn sie ist die Voraussetzung für eine echte Umkehr und Versöhnung mit den Mitmenschen und mit Gott.

Unsere Welt ist ziemlich in Unordnung, ja Hass und Krieg dominieren die Nachrichten und für viele – wie auch im Nahen Osten – das alltägliche Leben. Es ist nicht einfach, Tag für Tag damit umzugehen. Wir sind aufgerufen, auch in herausfordernden Zeiten, an das Gute im Menschen zu glauben, an die Fähigkeit zur Umkehr, zum Lernen und zur Versöhnung. Dazu ermutigen uns auch die reli-

giösen Feste und Feiertage, an denen Gott den Menschen seine Hilfe zusagt. Gehen wir gemeinsam diesen Weg der Hoffnung, der Umkehr und der Versöhnung – Schulter an Schulter.

Ich wünsche Ihnen und allen Jüdinnen und Juden weltweit Frieden, Hoffnung und Gottes Segen für das neue Jahr – Schana towa!

Ihr

Reinhard Kardinal Marx, Erzbischof von München und Freising



Zu Rosch Haschana wünsche ich Ihnen im Namen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern und ganz persönlich ein gutes neues Jahr 5786 und gesegnete Hohe Feiertage.

Im vergangenen Jahr haben sich viele Hoffnungen zerschlagen auf Frieden in der Ukraine, in Israel, den palästinensischen Gebieten, dem Nahen Osten und anderswo. Auch der Zusammenhalt bei uns in Bayern scheint nicht so stark, wie wir es brauchen. Mich bedrückt, dass viele Jüdinnen und Juden schlimme Erfahrungen machen und ihr Vertrauen, auch in die christlichen Kirchen, erschüt-

tert ist. Sie mussten Stimmen hören, die viele von Ihnen enttäuscht und irritiert haben. Wir können es leider nicht ungeschehen machen.

Zugleich entscheiden wir, was wir sagen und tun und wieviel Raum wir dabei dem Mitgefühl geben. Ich bin dankbar für die jüdisch-christlichen Freundschaften und Dialoge, die wir führen. Sie sind ein besonderes Geschenk für uns als Kirche.

Wir haben in den letzten Jahrzehnten gelernt, dass echte Dialoge dem Willen Gottes entsprechen. Dazu gehören unser Respekt und unsere Bereitschaft, zuzuhören und verschiedene Perspektiven zu achten. In der gegenwärtigen Lage, in der Krieg, Hass und Feindseligkeit überall das Zusammenleben vergiften, ist es

umso wichtiger, aufeinander zu hören und aufzupassen.

Ich hoffe, bete und engagiere mich dafür, dass uns das in Bayern im neuen Jahr besser gelingt und wir alles tun, was jüdisch-christliche Freundschaften, Vertrauen und Mitgefühl gerade in dieser schweren Krise stärkt und vertieft.

So wünsche ich Ihnen ein gutes und ermutigendes neues Jahr.

Ihr

**Christian Kopp
Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern**



Liebe Gemeindemitglieder!

Zu Rosch Haschana spreche ich euch meine Grüße aus. Unser Neujahrsfest markiert den besinnlichen Neubeginn in ein neues Jahr voller Hoffnung und guter Vorsätze. Der Klang des Schofars ruft unsere Gemeinschaft zum friedlichen Miteinander zusammen, auf dass wir das vergangene Jahr ausklingen lassen und das neue beginnen können.

Eine schöne Tradition an Rosch Haschana ist es, Äpfel in Honig zu tauchen – ein Symbol für den Wunsch nach einem süßen und glücklichen neuen Jahr. So verbindet Rosch Haschana Tradition, Spiri-

tualität und die Freude auf neue Möglichkeiten.

Die Zeiten sind turbulent. Rosch Haschana mag für uns ein freudiges Fest sein, doch die Welt bleibt nicht stehen; auch im kommenden Jahr 5786 nicht. Der 7. Oktober verfolgt uns noch immer in unseren Gedanken, auch fast zwei Jahre nach diesem schrecklichen Überfall der Hamas.

Während sich der Staat Israel in den letzten zwei Jahren mehrfach an mehreren Fronten verteidigen musste, ist er gleichzeitig immer absurderen Vorwürfe ausgesetzt.

Die antiisraelischen Ressentiments, die in letzter Zeit vermehrt in Europa und leider auch in Deutschland grassieren, zeigen, dass wir unter anderem auch unter er-

schweren Bedingungen die Bildungsarbeit gegen Vorurteile vertiefen müssen. Die paradoxe Täter-Opfer-Umkehr und die Anfeindungen, wie auch Übergriffe auf die jüdische Gemeinde und Gesellschaft in Deutschland, müssen ein Ende finden. Gleichzeitig lassen mich die einzelnen guten Nachrichten über Zivilcourage oder aufrichtige Mitmenschen, die für die jüdische Gemeinde und für Israel eintreten, hoffnungsvoll in die Zukunft blicken.

Ein gutes, erfolgreiches und sorgenfreieres Jahr 5786, Schana Tova u Metuka wünsche ich Ihnen!

**Talya Lador-Fresher
Generalkonsulin des Staates Israel
für Süddeutschland**

Jüdische Designerinnen der Moderne

Von Benno Reicher

BERLIN Edith, die ihre langen, dunklen, in Europa üblichen Röcke auch unter der heißen Sonne Palästinas trug, litt seit ihrer Geburt an einer Fehlbildung. Die Tochter des liberalen ehemaligen Essener Rabbiners Dr. Salomon Samuel konnte im August 1939 nach Palästina auswandern. „Wir haben mit Steinen nach ihr geworfen; wir dachten, sie sei eine Hexe“, erinnerte sich schuldbewusst eine Frau in der israelischen Stadt Rishon LeZion an ihre Begegnungen mit der Bildhauerin und Puppenherstellerin Edith Samuel. Ediths Schwester Eva Samuel, die ebenfalls Künstlerin war, verließ bereits 1932 ihre Geburtsstadt Essen und wanderte nach Palästina aus. Dort gelang es den Schwestern trotz harter Arbeit kaum, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und gebührende Anerkennung blieb ihnen ein Leben lang versagt.

„Meine Beschäftigung mit vertriebenen deutsch-jüdischen Frauen in der Angewandten Kunst begann viele Jahre vor meiner Begegnung mit den Samuel-Schwestern“, erzählt Michal S. Friedlander, Kuratorin am Jüdischen Museum Berlin. Ihre Recherche führte sie auch nach Israel. „Ich machte eine Pilgerfahrt nach Rishon LeZion, südlich von Tel Aviv, wo sich die Samuel-Schwestern niedergelassen hatten. Hier fand ich die heruntergekommene und verlassene Hütte, in der sich Eva Samuels Keramikstudio befunden hatte. Die Außenwände waren mit Graffiti übersät, und das zugemüllte, verlassene Grundstück wurde als Parkplatz genutzt. Ich bin sicher, dass sich innen nicht viel verändert hat, seit Eva

Samuel ihr Atelier „Kad wa-Sefel“ (Krug und Tasse) 1979 nach 45 Jahren aufgegeben hat. Als ich nachfragte, erfuhr ich, dass es derzeit keine Pläne gäbe, ihr Studio wieder aufzubauen. Diese Tatsache war Ansporn für mich, weiterhin nach Spuren deutsch-jüdischer Frauen, die im Bereich der Angewandten Kunst arbeiteten, zu suchen und sie zusammenzutragen, ehe sie für immer verloren gehen.“ Das Ergebnis ihrer jahrelangen Arbeit zeigt das Jüdische Museum Berlin in der Ausstellung „Widerstände – Jüdische Designerinnen der Moderne“ noch bis zum 23. November.

Präsentiert werden Biografien und Werke heute vergessener jüdischer Designerinnen des 20. Jahrhunderts. Das JMB hebt ihre künstlerischen und unternehmerischen Leistungen sowie ihre Positionen innerhalb der Emanzipations- und Modernisierungsprozesse der deutschen Gesellschaft im frühen 20. Jahrhundert hervor. Mit rund 400 Exponaten von mehr als 60 Gestalterinnen bringt die weltweit erste umfassende Ausstellung zu diesem Thema Pionierinnen zusammen, die sich trotz gesellschaftlicher Marginalisierung herausragende Positionen in ihren jeweiligen Bereichen erkämpften, bis das nationalsozialistische Regime ihre Karrieren und Leben zerstörte. Einigen gelang die Flucht und ein Neubeginn im Ausland.

„Aber fast alle wurden aus der deutschen Kunst- und Kulturgeschichte verdrängt“, stellt die Kuratorin Michal Friedlander fest. „Nach langjähriger Forschungsarbeit setzt das JMB mit dieser Schau die Künstlerinnen wieder an den Platz, der ihnen



Edith Samuel, Selbstporträt als Stoffpuppe, ca. 1936; Rishon LeZion Museum Collection, Israel, Donated: Yoram Samuel and Anat Yaari Samuel.

zusteht.“ Anni Albers, Friedl Dicker, Maria Luiko, Emmy Roth, Irene Saltern, Tom Seidmann-Freud und natürlich Eva und Edith werden in der Ausstellung angemessen gewürdigt. Zu sehen ist ein breites Spektrum an Design und handwerklichen Techniken: von Goldschmiede- und Textilkunst über Keramik und Holzschnitzerei bis zu Modedesign und Grafik.

www.jmberlin.de



Eva Samuel, Krug, ca. 1932, Jüdisches Museum Berlin.

Jüdisches Museum Berlin

BERLIN. Das schwarz-weiße Bild zeigt die Seder-Feier von Familie Sinasohn in Berlin. Es ist eine ganz seltene Aufnahme, denn eigentlich wird in religiösen jüdischen Familien am Seder-Abend nicht fotografiert. Die Fotografie von Abraham Pisarek zeigt eine typische Seder-Szene. Der Mann am linken Tische im feiertäglichen „Gewand“ ist der Sedergebende, der Schulleiter der Grund- und Volksschule der Synagogengemeinde Adass Jisroel in der Rykestraße in Berlin, Max Mordechai Sinasohn (1887–1979), zu seiner Rechten seine Frau Rahel Ruth Sinasohn. Ob Kinder des Ehepaares mit am Tisch sitzen, ist nicht bekannt. Der kleine Junge auf der rechten Seite, auf einem Stuhl stehend, dürfte wohl gerade die Ma



Nischtana aufsagen. Auf dem Sedertisch sieht man Werke von Rahel Ruth Sinasohn, darunter ein dreistöckiger Seder-Teller, aber auch ältere historische Objekte wie der Wein-Becher für den Propheten Elias in der Mitte des Tisches und verschiedene silberne Kiddusch-Becher. Das Bild, es ist auch im Ausstellungskatalog zu finden, ist somit ein ideales Exponat, um das Anliegen der Ausstellung „Widerstände – Jüdische Designerinnen der Moderne“ im Jüdischen Museum Berlin zu verdeutlichen. Der Katalog zeigt,

neben anderen Fotos, von Rahel Ruth Sinasohn entworfene und hergestellte jüdische Ritualgegenstände, und er zeigt die Künstlerin in ihrem jüdischen Umfeld. Der Katalog, von der Kuratorin Michal S. Friedlander im renommierten Kunstverlag Hirmer herausgegeben, stellt über fünfzig Künstlerinnen und ihre Werke vor, darunter auch die Schwestern Eva und Edith Samuel. „Der vorliegende Überblick“, schreibt die Herausgeberin in ihrem Katalog-Beitrag, „widmet sich deutsch-jüdischen Frauen, die vom frühen 20. Jahr-

hundert an professionell als Gestalterinnen arbeiteten und die mit besonderen Schwierigkeiten kämpfen mussten. Sie wurden nicht nur als Frauen und Designerinnen ausgegrenzt und abgewertet, sondern zudem antisemitisch diskriminiert.“ Der gut gemachte Katalog kann den Besuch der Ausstellung vertiefen, sie aber später auch ersetzen. *bere*

Michal S. Friedlander (Hg): Widerstände – Jüdische Designerinnen der Moderne, 304 S., Hirmer Verlag, München 2025, www.hirmerverlag.de.

Heidelberger Hochschulrede

HEIDELBERG. Die „Hochschule für jüdische Studien“ lud ein, und rund 50 engagierte Zuhörer kamen Anfang Juni in die Alte Aula, um die „Heidelberger Hochschulrede“ von Sergey Lagodinsky zu erleben. Der Europaabgeordnete, stellvertretende Fraktionsvorsitzende und profilierte Sprecher für Rechts- und Außenpolitik der Grünen, versprach schon durch seine Vita keinen geradlinigen Abend, jedoch politische Brisanz.

Schon zu Beginn machte Lagodinsky klar, dass seine Rede immer ein Spiegel der aktuellen politischen Lage sei – der ursprünglich angekündigte Titel war damit Makulatur. Stattdessen drehte sich der Abend um Erinnerungskulturen, ihren Wandel und ihre Bedeutung – nicht nur in Deutschland, sondern im europäischen Kontext.

Mit deutlichen Worten erklärte Lagodinsky: „Die Erinnerungsrepublik Deutschland ist zu Ende.“ Nach Holocaust und Weltkrieg habe Deutschland eine Identität entwickelt, die sich nicht auf Ruhm, sondern auf Reue gründete – ein radikaler Versuch, sich „schonungslos zu sich selbst“ zu verhalten. Während andere Nationen ihre Geschichte glorifizieren, sei in Deutschland das Bewusstsein für die eigene „kollektiv mörderische Energie“ prägend gewesen. „Nur wer sich selbst als Monster erlebt hat, weiß, wie gigantisch die Aufarbeitung sein muss, um sich selbst künftig zu kontrollieren“, brachte er es auf den Punkt.

Ein zentrales Thema war das deutsch-israelische Verhältnis. Lagodinsky erinnerte an Angela Merkels berühmte Formel, die Sicherheit Israels sei Teil der deutschen Staatsräson – ein Satz, der heute oft verkürzt und überhöht werde. Tatsächlich, so Lagodinsky, habe Merkel lediglich zwei Selbstverständlichkeiten betont: die historische Verantwortung Deutschlands und die Unverhandelbarkeit der Sicherheit Israels. Doch die anschließende „Sakralisierung und Skandalisierung“ dieser Aussage habe dazu geführt, dass von Deutschland eine be-

dingungslose Solidarität mit Israel erwartet werde – eine Erwartung, die Lagodinsky als „unrealistisch und gefährlich“ bezeichnete. Die Forderung, jede politische Entscheidung Israels kritiklos zu akzeptieren, untergrabe das Fundament der besonderen Beziehung beider Länder. Lagodinsky zeichnete ein Bild von einer sich wandelnden europäischen Moral. Die Zeit der Aufarbeitung scheint vorbei, stattdessen rücken neue Bedrohungen wie Putins Angriffskrieg gegen die Ukraine ins Zentrum. Die Erinnerungskultur, einst identitätsstiftend, werde heute von vielen – insbesondere Menschen mit Migrationsgeschichte – als elitär und exklusiv empfunden. „Wir haben unsere Erinnerung nicht gut genug übersetzt in andere Sprachen, in andere Perspektiven, in andere Geografien“, mahnte Lagodinsky. Migration und die Digitalisierung der Debatten bringen neue Sichtweisen und Konflikte ins Land. Zwar nehme mit der Migration auch die Israelfeindlichkeit zu, doch dürfe

das kein Vorwand sein, Schutzsuchenden Schutz zu verweigern. Im Gegenteil. Es gelte, mehr Menschen mitzunehmen und Empathie aktiv zu fördern.

Mit Nachdruck warnte Lagodinsky vor einer schleichenden Entkopplung von Geschichte und Verantwortung. Das Interesse an der NS-Zeit sei zwar ungebrochen, doch für viele sei der Zusammenhang mit der eigenen Verantwortung verblasst. „Der Nexus zwischen Geschichte und der Rolle und Verantwortung Deutschlands, das ist das, was bei mehr als der Hälfte der Bevölkerung nicht mehr vorhanden ist, nicht mehr erwünscht ist“, so sein ernüchterndes Fazit.

Am Ende bleibt Lagodinskys Appell: Die Erinnerungskultur darf nicht aufgegeben werden. Sie muss sich wandeln, sich neuen Realitäten stellen und Verantwortung aus den vielfältigen Geschichten und Biografien schöpfen – für eine offene, solidarische und zukunftsfähige Gesellschaft. *Dorothe Sommer*



Hochschul-Rektor Dr. Andreas Brämer (links) mit Dr. Sergey Lagodinsky. Foto: Philipp Rothe

Bildung ist wie ein Licht

Sabena Donath über Antisemitismus in Deutschland

Von Markus Mauritz

WÜRZBURG. An einem „Wendepunkt“ sieht Sabena Donath das jüdische Leben in der Bundesrepublik. Wie die Direktorin der Bildungsabteilung im Zentralrat und designierte Direktorin der Jüdischen Akademie Frankfurt Anfang Juni in ihrem Vortrag „(K)Eine Frage der Sicherheit?“ im Shalom Europa in Würzburg betonte, habe der Terror-Überfall der Hamas auf die israelische Zivilbevölkerung und die damit verbundenen verheerenden Folgen am 7. Oktober 2023 den Wunsch vieler junger Juden in der Bundesrepublik nach einem neuen Selbstbewusstsein jenseits der Shoa durchkreuzt.

Dies zeige sich nicht zuletzt an der dramatischen Zunahme antisemitischer Übergriffe. Im Jahr 2024, also in dem Jahr nach dem Hamas-Terror, verzeichnete der Bundesverband der Recherche- und Informationsstellen Antisemitismus (RIAS) täglich fast 24 antisemitische Vorfälle. 2023 waren es noch rund 13 pro Tag. Insgesamt dokumentierte RIAS im vergangenen Jahr 8.627 derartige Vorfälle – ein Anstieg um fast 77 Prozent im Vergleich zum Vorjahr. Auch antisemitische Übergriffe mit rechts-extremem Hintergrund erreichten mit 544 dokumentierten Fällen im zurückliegenden Jahr den höchsten Stand seit Beginn des bundesweiten Vergleichs im Jahr 2020. Besonders besorgniserregend sei der Anstieg gewaltsamer Übergriffe: RIAS zählte acht Fälle extremer Gewalt, 186 Angriffe und 300 Bedrohungen.

Erschreckend auch die Tendenzen in Bayern: mit 1515 erfassten Fällen registrierte RIAS im Freistaat fast doppelt so viele antisemitische Vorfälle wie noch im Jahr 2023. Die Zahl körperlicher Angriffe stieg im selben Zeitraum von acht auf 15, die Zahl gezielter Sachbeschädigungen von 32 auf 50 Fälle. Mit den Schüssen auf das israelische Generalkonsulat in München und das NS-Dokumentationszentrum am 5. September vergangenen Jahres ereigneten sich auch im Freistaat Fälle extremer antisemitischer Gewalt.

Nach Einschätzung der RIAS haben rund achtzig Prozent der registrierten antisemitischen Fälle einen Bezug zu Israel. Geradezu grotesk sei es, wenn der Terror der Hamas als Rechtfertigung für antisemitische Proteste diene, wie in vielen deutschen Städten zu beobachten.

Die heutige Generation erlebe diese Übergriffe vielleicht anders als deren Großeltern, so die Einschätzung von Sabena Donath, dennoch bedeuteten sie auch für die jungen Leute eine Art von Déjà-vu-Erlebnis. Nach dem grausamen Pogrom der Hamas am 7. Oktober 2023 habe man

den Juden keinen einzigen Tag der Trauer gegönnt, sagte sie – „und dann folgte das Schweigen der breiten Gesellschaft“. Das war vielleicht das Schlimmste, dass der „zivilgesellschaftliche Aufschrei“ zu diesem grauenhaften Überfall verhalten blieb.

In diesem Zusammenhang sprach Sabena Donath von einem „anhaltenden Ausnahmezustand“. Die in Europa lebenden Juden „fürchten um das Leben ihrer Verwandten in Israel, und sie haben zugleich Angst um ihr eigenes Leben, wo auch immer sie selbst heute leben“. Für viele junge Juden bedeute dies eine Kindheit „hinter Panzerglas“. So aber sei eine unbeschwerter Jugend kaum vorstellbar.

Die Juden in Deutschland seien nicht überempfindlich, betonte Sabena Donath. „Wir wissen, was vor sich geht!“ Dies bedeute nicht zuletzt, dass jüdisches Leben in der Bundesrepublik gefährdet sei. Die Schuld an dieser Situation liege nicht zuletzt an den Defiziten im Bildungsbereich, so Donath weiter. Die Shoa werde nur als historisches Ereignis wahrgenommen. Es brauche aber dringend einen anderen Umgang mit dieser Thematik. Die Einstellung der Gesellschaft zum Antisemitismus müsse sich grundlegend ändern. „Bildung ist wie ein Licht“, resümierte Sabena Donath, je heller es leuchte, desto besser verstehe man.

Der Vortrag von Sabena Donath diene zugleich als Auftakt zur RIAS-Ausstellung „Antisemitismus in Bayern – Judenhass

heute“, den die Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Würzburg und Unterfranken ins Würzburger Rathaus geholt hatte. Wie Annette Taigel, die Geschäftsführerin der Gesellschaft, am Rande der Ausstellung betonte, erläutere die Schau auf insgesamt 14 großformatigen Tafeln die vielfältigen Ausprägungen von Antisemitismus. Besonders wichtig sei, dass dabei auch die Betroffenen zu Wort kämen.

RIAS wolle mit dieser Ausstellung, die Vereinen, Bildungseinrichtungen und ähnlichen Initiativen gebührenfrei zu Verfügung gestellt werde, die aktuellen Erkenntnisse, Analysen und Erfahrungen möglichst vielen Menschen zugänglich machen. Dies sei auch dringend geboten, so Annette Taigel, denn die Vorurteile gegenüber „den Juden“ und „dem Judentum“ würden wieder laut geäußert, auch in den sogenannten bürgerlichen Kreisen und innerhalb einer jungen Generation. Es kursierten wieder alte Muster und Feindbilder, verstrickt mit Verschwörungsfantasien und Hass gegenüber dem Staat Israel. Das sei besorgniserregend.

Vor diesem Hintergrund forderte Burkhard Hose als katholischer Vorsitzender der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in seinem Schlusswort zum Vortrag von Sabena Donath mehr Empathie ein. „Empathie ist gefordert, wo dröhnendes Schweigen sich breitmacht“, sagte er.



Beim Auftakt im Shalom Europa zur Ausstellung „Antisemitismus in Bayern – Judenhass heute“ (von links): Prof. Barbara Schmitz, Sabena Donath, Burkhard Hose und Annette Taigel.

Foto: Markus Mauritz

Prosor bei Weimer

Staatsminister Wolfram Weimer und der Botschafter des Staates Israel, Ron Prosor, warnen vor einer wachsenden Ausgrenzung jüdischer Künstlerinnen und Künstler in Deutschland und Europa

BERLIN. Bei einem Gespräch im Bundeskanzleramt machten Kulturstatsminister Wolfram Weimer und der Botschafter des Staates Israel, Ron Prosor, auf besorgniserregende Entwicklungen in Teilen der Kulturlandschaft aufmerksam: Israelische und jüdische Künstler berichten zunehmend von Anfeindungen, Ausladungen und Boykottaufrufen.

Dazu erklärte Staatsminister Wolfram Weimer: „Wir erleben eine neue Form der Stigmatisierung und eine Einschränkung der Kunstfreiheit. Das ist unerträglich und widerspricht den Grundwerten der Bundesrepublik Deutschland. Wer Menschen wegen ihrer Herkunft, ihres Glaubens oder ihrer jüdischen Identität von den Bühnen ausschließt, untergräbt die Integrität unserer Republik. Es handelt sich um eine besonders perfide Form des gegenwärtigen Antisemitismus.“

Botschafter Ron Prosor berichtete, dass jüdischen Musikern auf Festivals und Konzerten zunehmend Auftritte verwehrt würden. Egal ob Schauspiel, Regie, Musik oder in der Club-Szene – die Zahl der Buchungen gehe systematisch zurück. „Wir spüren wachsende Aggressionen und eine schleichende Ausgrenzung“. Prosor verwies darauf, dass es seit dem erneuten Skandal beim Eurovision Song Contest im Mai 2025 einen Dammbbruch in der Ausgrenzung jüdischer Künstler gebe. Beim



Der israelische Botschafter bei Staatsminister Weimer im Kanzleramt.

Foto: Bundesregierung / Jesco Denzel

ESC wurde Israels Sängerin Yuval Raphael, sie hat den Terroranschlag der Hamas vom 7. Oktober 2023 überlebt, nicht nur bedroht und angefeindet. Es kam auch zu offenen Boykottaufrufen ehemaliger ESC-Teilnehmer.

Der Botschafter warnte: „Der Antisemitismus hat das Kostüm gewechselt. Die judenfeindlichen Parolen von gestern sind der Israelhass von heute. Wer Israel nicht offen dämonisiert, wird Opfer des stillen Boykotts und erhält immer weniger Einladungen. In ganz Europa wird es israelischen Künstlern so seit dem 7. Oktober schwer gemacht, öffentlich aufzutreten. Umso dankbarer bin ich Staatsminister Wolfram Weimer für sein Rückgrat, seine

klaren Worte und seinen entschlossenen Willen zum Handeln. Mit vereinten Kräften wollen wir dem Israel- und Judenhass in der Kunst- und Kulturszene die Stirn bieten. Denn wer israelischen Künstlern die Bühne nimmt, greift die Freiheit der Kunst insgesamt an. In Demokratien wie Israel und Deutschland sollen Steuergelder nicht Hass nähren, sondern ihm den Boden entziehen. Die Aufgabe der Kunst- und Kulturförderung ist es, Türen zu öffnen, nicht israelische Künstler auszusperren.“

Weimer und Prosor waren sich einig, dass man diesem neuen Antisemitismus im Kulturleben entschieden entgegentreten müsse. Kultur stehe für Offenheit und Toleranz. Wenn jüdische Künstler ausgegrenzt oder ausgeladen werden, zeige sich darin die hässliche Fratze der Intoleranz.

Um jüdisches Leben und die Erinnerungskultur in Deutschland sichtbar zu stärken, hat die Bundesregierung den Etat für das Jüdische Museum in Berlin in den aktuellen Haushaltsberatungen auf rund 24 Millionen Euro erhöht. Zudem unterstützt sie die Nova Festival Exhibition, eine eindringliche Ausstellung, die den Terrorangriff der Hamas auf das Nova Music Festival dokumentiert. Sie wird noch in diesem Jahr in Berlin gezeigt und schafft einen Raum des Erinnerns und der Solidarität. or

Jiddisch Jüdisch Taitsch

AUGSBURG. Über die Ausstellung „jiddisch jüdisch taitsch“ in der Augsburger Museums-Dependance „Ehemalige Synagoge Kriegshaber“ haben wir bereits in unserer Ausgabe vom 18. Dezember 2024 berichtet. Mittlerweile ist auch der „Begleitband“ zur Ausstellung erschienen. Damit erschließen sich zusätzlich zahlreiche Aspekte der jiddischen Sprache. Enthalten sind auch Aufsätze von Lea Schäfer über „Jiddisch reden“, von Lucia Raspe über „Jiddisch drucken“ und von Malin Drees und Christian Porzelt über „Jiddisch schreiben“.

Diese beiden Autoren haben einen jiddischen Briefwechsel aus dem 19. Jahrhundert bearbeitet. „Im Zentrum des vorliegenden Beitrags“, schreiben Drees und Porzelt, „stehen exemplarisch drei Briefe, die zwischen dem 7. Juni und dem 12. August 1810 von Joseph Henle Ullmann an seine Schwester Clara geschickt wurden. Nach ihrer Heirat mit Moritz (Moses) Löwenberg (1784–1836) war Clara Ullmann 1807 von Augsburg nach Hohenems gezogen, das zu diesem Zeitpunkt



zum Königreich Bayern gehörte.“ Im ehemaligen Löwenberg-Haus im österreichischen Hohenems entdeckte die Enkelin

eines späteren Hausbesitzers bei Renovierungsarbeiten eine große Menge unterschiedlicher Dokumente, darunter auch „jiddische Briefwechsel“. Die Finderin übergab die wertvollen Dokumente 1990 dem Jüdischen Museum Hohenems.

Ein Kuriosum in den bearbeiteten Briefen sei ein von Hohenems nach Augsburg verliehenes Waffeleisen, schreiben die Wissenschaftler, „welches Clara offenbar von ihrem Bruder Joseph zurückverlangte“. Die Briefe zeigen aber auch sprachgeschichtliche Entwicklungen und kulturelle Veränderungen. „Über ihren Inhalt hinaus sind die Briefe nicht zuletzt ein Zeugnis der familiären Netzwerke und ihrer Bedeutung innerhalb der jüdischen Gesellschaft“, vermerken Drees und Porzelt in ihrem interessanten Aufsatz.

Benno Reicher

Carmen Reichert (Hg.): *Jiddisch Jüdisch Taitsch, Aspekte jiddischer Sprachgeschichte in Süddeutschland*, 92 S., Hentrich & Hentrich Verlag, Leipzig 2025, www.hentrichhentrich.de.

Art Déco Synagoge

Von unserer Frankreich-Korrespondentin Gaby Pagener-Neu

Zuweilen muss Altbewährtes durch Zerstörung Neuem weichen. Ob dies im Fall der Pariser Synagoge Rue Copernic so ist, daran scheiden sich die Geister. Als Eva Hein-Kunze, Vorsitzende des Vereins zum Schutz des Copernic-Kulturerbes (APPC), eines Februarmorgens ihre Mailbox öffnet, liest sie folgende Kurzmeldung: „Das Pavillon de l'Arsenal (Ausstellungszentrum für Städtebau und Architektur, Anm.d.Red.) präsentiert seine erste Ausstellung auf dem Kirchplatz von Notre Dame de Paris [...] Das architektonische Projekt Neues Copernic [...] wird dort gewürdigt.“

Hein-Kunze hat den Verein 2017 mit mehreren Anwohnern und regelmäßigen Besuchern der Synagoge Rue Copernic im wohlhabenden 16. Arrondissement gegründet. Das Gotteshaus ist Gegenstand eines Vergrößerungsprojektes, bei dem das bestehende Gebäude abgerissen und ein neues errichtet werden soll. „Für uns ist es ein sehr großer Schock“, bedauert Hein-Kunze, „mit dieser Ausstellung werden sie das Projekt zeigen, ohne zu erklären, was zerstört wird.“

Trotz vehementer Proteste und einer Verwaltungsbeschwerde mit der Forderung, die Kulturstätte zu einem historischen Kulturerbe zu erklären und unter Denkmalschutz zu stellen, wurde dem vom Eigentümerverein, der Vereinigung liberaler jüdischer Gemeinden Frankreichs (ULIF), eingereichten Antrag auf Baugenehmigung von der Stadt Paris stattgegeben.

Ziel des Bauprojektes ist es, das Gebäude von Grund auf zu modernisieren und Sicherheitsmaßnahmen sowie die Erreichbarkeit auf einen aktuellen Standard zu bringen. „Der Abriss ist unumgänglich, denn die Sanierung und Erweiterung der jetzigen Stätte ist angesichts der Sicherheits- sowie Zugangs- bzw. Zufahrtsvorschriften für öffentliche Gebäude nicht möglich. Die neue Synagoge hält diese Anforderungen ein und bietet gleichzeitig ein an die Bedürfnisse der Besucher angepasstes Programm, sowohl für die heutige als auch für die zukünftigen Generationen“, erklärt die Stadt gegenüber der Informationsplattform actuParis.

Dennoch beteuert die Stadt, sich durchaus für den historischen und kulturellen Aspekt zu interessieren. „Mehrere Entscheidungen wurden getroffen, um die Identität der Synagoge zu bewahren“, versichert die Stadt und zählt Dekorelemente auf, die in das neue Gebäude integriert werden sollen, allen voran die Art Déco-Ästhetik, welche den Bau durch ihren, mit Pflanzenmotiven verzierten, weiß-goldenen Stuck zu einem Unikum in Frankreich macht.

In der Tat unterscheidet sich die Synagoge Copernic in Stil und Geschichte von anderen. 1924 von Marcel Lemarié errichtet, zeigt sie sich äußerlich eher diskret, dafür von innen umso beeindruckender.

Hinter einer schlichten Fassade im sogenannten Hausmann-Stil wirkt sie durch

Großverglasung und einem Achtfronten-Dachreiter über dem Gebetsraum lichtdurchflutet. Ebenso besonders ist die berühmte-berühmte Geschichte der Synagoge, die zweifach von Terroranschlägen heimgesucht wurde.

Zunächst am 3. Oktober 1941, als unter deutscher Besatzung mehrere Synagogen zur Zielscheibe wurden und in der Rue Copernic eine Bombe explodierte. Dann 1980, ebenfalls am 3. Oktober, kamen bei einem Anschlag vier Menschen ums Leben und zahlreiche weitere wurden verletzt. Es war das erste Attentat auf die jüdische Gemeinschaft in Frankreich seit dem Ende des 2. Weltkrieges.

Der Verein „Judentum in Bewegung“ (JEM), Miteigentümer, möchte gerade in die Vergangenheit blicken, um dieses Gebäude neu zu gestalten. So wie der Rabbiner Louis-Germain Lévy, Gründer der ersten liberalen Synagoge Frankreichs, „sie seinerzeit zerstört und wieder aufgebaut hat, um über ein größeres und moderneres Gebetshaus zu verfügen, so strebt unser Verein Gleiches mit dem aktuellen architektonischen Vorhaben an“, betont JEM. Und weiter: „Es gibt hier in Copernic eine Seele, die in der neuen Synagoge bewahrt werden wird.“

Die APPC indes überzeugt diese Argumentation keineswegs. Sie hofft auch durch weitere, noch laufende Beschwerdeverfahren, die Eigentümer in die Knie zu zwingen.

Heuchlerisches Gedenken

War das Gedenken 80 Jahre nach der Befreiung von Auschwitz in Frankreich ein „Ball der Tartuffes“? Diese Frage stellt sich der auf die Gedankenwelt des 17. Jahrhunderts, insbesondere auf Descartes und Spinoza spezialisierte Philosoph Dan Arbib in der Online-Rubrik FIGAROVOX der Tageszeitung LE FIGARO und in der Wirtschaftszeitung LA TRIBUNE, dabei auf Molières Theaterstück „Le Tartuffe“ anspielend. Die Titelfigur gilt als Sinnbild der Heuchelei.

Arbib, der an der Sorbonne lehrt, geht mit der politischen Klasse hart ins Gericht. Er unterstellt den Politikern, die Sorge um das Schicksal der Juden anlässlich der Gedenkfeierlichkeiten zum 80. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz nur vorzutäuschen und es zu vermeiden, das Übel des in Europa zunehmend grassierenden Antisemitismus an der Wurzel zu packen.

Zwar seien die diversen Erinnerungsformen wie Festakte, Radio- und Fernsehsendungen, pädagogische Programme, die Mischung aus Andacht und wissenschaftlich-analytischer Aufarbeitung usw. begrüßenswert, jedoch bleibe stets ein bitterer Beigeschmack.

Denn führt der Philosoph auf ein in seinen Augen unerträgliches Paradoxon zurück. Das Gedenken falle in eine Zeit, in der in Europa und insbesondere in Frankreich der Antisemitismus ein selten erreichtes Ausmaß erlebe. Das Spezielle an ihm sei, dass er sich offen und frei unter der „durchsichtigen Maske“ des Antizionismus äußern könne. Letzterer habe nach dem 7. Oktober 2023 im Kontext des Gazakrieges gar die erschreckende Form einer „Nazifizierung der Juden“ angenommen, denen Genozid vorgeworfen wurde. „Es ist eine Tatsache, dass es heute in

Frankreich Abgeordnete gibt, welche täglich Antisemitismus schüren, Parteien, für welche die jüdische Frage im Kalkül politischer Allianzen nebensächlich bleibt. Für ein paar Sitze lohnt es sich, die Augen vor dem Schicksal der Juden zu verschließen.“ So interpretiert Arbib u.a. die Abwesenheit von Staatspräsident Emmanuel Macron bei der Demonstration gegen Antisemitismus im Herbst 2024 bzw. dessen Begründung hierfür, als auf einem nach seinem Verständnis widersinnigen Begriff von Universalität fußend: Er sei der Präsident aller Franzosen, so der Staatschef –, also schlussfolgert Arbib, auch der der Antisemiten. Das Paradoxon fasst Arbib in einem Satz zusammen. „Alles für die toten Juden, nichts für die lebenden Juden“, und angelehnt an den Begriff „green-washing“ spricht er von „shoah-washing“. Tartuffe lässt grüßen.

GNP

Shoa-Mahnmal

Ein erneuter Fall ausländischer Einmischung? Ende Mai wurden das Shoa-Mahnmal sowie zwei Synagogen und ein Restaurant im Zentrum von Paris mit grüner Farbe besprüht. Der oder die Täter hinterließen weder eine Nachricht noch ein Bekennterschreiben. Am Fuß des Lokals „Chez Marianne“ fand man einen angebrochenen Farbtopf, ebenso Farbspritzen an den Synagogen Les Tournelles und Agoudas Hakehilos, die sich, wie auch das Memorial, im 4. Arrondissement befinden. Die Videoüberwachungskamera zeigt gegen 4 Uhr 30 eine schwarz gekleidete und Graffiti sprühende Gestalt.

Die Polizeipräfektur hat zudem die Presseagentur AFP informiert, dass eine weitere Synagoge, diesmal im 20. Arrondissement, grün besprenkelt worden sei. Die Ermittler stießen auf drei Tatverdächtige serbischer Staatsangehörigkeit, welche sie im Departement Alpes-Maritimes vorläufig festnehmen konnten und von wo aus Letzere im Begriff waren, sich ins Ausland abzusetzen. Es handelt sich um zwei Brüder und eine dritte Person. Laut Insiderinformationen vermuten die Behörden, dass Russland hinter den Angriffen steckt.

Daher wurde gegen die drei Serben ein Verfahren wegen Beschädigung in „Ver-

bindung mit einer ausländischen Macht“ eingeleitet, genauer gesagt, wegen Sachbeschädigung privaten Eigentums eines unter Denkmalschutz stehenden Gutes und eines religiösen Gebäudes. Diese drei Straftatbestände seien, aufgrund einer vermuteten Religion oder Ethnie, mit dem Ziel begangen worden, den Interessen einer ausländischen Macht zu dienen. Entsprechende Hinweise entnahmen die Ermittler Nachrichten, welche die Betroffenen auf Telegram mit weiteren Personen ausgetauscht hatten.

Hierbei werden die mutmaßlichen Täter lediglich als ausführende Befehlsempfänger dargestellt, denen es allein um Geld ging, ohne dass ihnen die geopolitische Dimension der Tat bewusst gewesen sei. Die Fährte eines aus dem Ausland gesteuerten Destabilisierungsmanövers hatten die Ermittler schon früh in Betracht gezogen, auch weil die Vorgehensweise an den „Rote Hände“ genannten Fall aus dem Frühjahr 2024 erinnert, wo ebensolche an die an das Memorial angrenzende „Mauer der Gerechten“ gemalt worden waren. „Ich verurteile mit größter Vehemenz diese Einschüchterungen. Der Antisemitismus hat keinen Platz in unserer Stadt und in unserer Republik“, so die Pariser Oberbürgermeister-

rin Anne Hidalgo in einer Presseerklärung.

Starke Emotionen bei Ariel Weil, Bürgermeister des Sektors Paris Centre, zu welchem das betroffene 4. Arrondissement gehört, und der auf X bekennt: „Nach roter Farbe jetzt grüne. Diesmal ist die Geste präziser. Shoa-Mahnmal, Synagogen und ein jüdisches Restaurant. Bei militanten Aktionen weiß man, wo es beginnt, jedoch nicht, wo es endet.“

Innenminister Bruno Retailleau schreibt auf X: „Ungeheure Abscheu angesichts dieser ekelhaften Taten gegenüber der jüdischen Gemeinschaft.“ Als konkrete Maßnahme hatte er erhöhte Sicherheitsvorkehrungen zum seinerzeit bevorstehenden Schawuotfest angemahnt. Und selbst die Europaabgeordnete der häufig des Antisemitismus bezichtigten Linksaußenpartei La France Insoumise (LFI) tut ihre Abscheu gegenüber diesen antisemitischen Taten kund. „Rassismus ist Gift, die Einheit des Volkes das Gegengift.“ Besonders bestürzt und persönlich betroffen über die Angriffe zeigt sich Israels Staatspräsident Isaac Herzog. Sein Urgroßvater hatte in einer der betroffenen Synagogen als erster Rabbiner fungiert.

GPN

Antisemitismus in der Schule

Weit davon entfernt, auf eine zu vernachlässigende Größe geschrumpft zu sein, ist das Gift Antisemitismus in der Schule durchaus präsent, wie eine von der jüdischen Dachorganisation CRIF an das Meinungsforschungsinstitut IFOP in Auftrag gegebene und im März dieses Jahres im Nachrichtenmagazin LE POINT exklusiv veröffentlichte Studie ergibt.

Ein Jahr zuvor hatte LE POINT selbst eine Umfrage durchgeführt und mit der Überschrift „Die Schule, der Ort aller Gefahren für die jungen Juden“ publiziert. Es wurden junge Juden und ihre Familien befragt, die, besonders seit dem Massaker vom 7. Oktober 2023, ein antisemitisches Klima an Mittelschulen und Gymnasien schilderten. Jetzt bestätigt die neue IFOP-Studie dieses Phänomen deutlich. Eine Stichprobe von 2.000 Gymnasiasten der Unter- und Oberstufe hat ergeben, dass etwa 54 % mindestens ein antijüdisches Vorurteil hegen: Die Juden sind Israel stärker verbunden als Frankreich, die Juden verfügen über eine mächtige Lobby, sie mögen Geld lieber als die übrigen Franzosen.

Und 48 % der Schüler, die jüdische Freunde haben, waren bereits Zeugen antisemitischer Äußerungen oder Taten an ihrer Schule, 13 % selbst seitens des Lehrperso-

nals und 14 % von physischer Gewalt gegenüber einem Mitschüler, weil er jüdisch war. Über Cybermobbing berichtet etwa ein Fünftel der Befragten und fast die Hälfte über Judenwitze.

Ein Faktum, das Yonathan Arfi, CRIF-Vorsitzender, folgendermaßen kommentiert: „Angesichts des Antisemitismus bietet die Schule kein Refugium mehr.“ Auch die Präsidentin der CRIF-Erziehungskommission bedauert: „In einem Klima identitärer Spannungen sieht sich die Schule mit dem Wiederaufleben und der Banalisierung der gewöhnlichen antijüdischen Feindseligkeit konfrontiert.“

François Kraus, Leiter der Abteilung Politik und Aktuelles beim IFOP, hebt den sich in einem Teil der Bevölkerung von klein auf in der Umgangssprache verbreitenden Alltagsantisemitismus hervor. In seiner Auswertung der Studie analysiert er diesen als ein ideologisches Triptychon aus linksradikaler Rhetorik, der Radikalisierung eines Teils der muslimischen Jugend und den anhaltenden tradierten antisemitischen Thesen der extremen Rechten.

Die IFOP-Studie stellt ferner fest, dass sich die Präsenz jüdischer Schüler je nach Ort unterscheidet. So kennen zum einen 60 % der Schüler im Großraum Paris

einen jüdischen Kameraden, hingegen nur 30 % in ländlichen Gegenden. Diese Disparität liege u.a. an historischen und soziologischen Faktoren wie der Ansiedlung jüdischer Gemeinden.

Daher stelle für Kinder auf dem Lande oder in städtischen Problemvierteln „der Jude“ eine aus medialen Quellen, vor allem aus den sozialen Netzwerken gespeiste abstrakte Figur dar, was tendenziell Vorurteile begünstige. Andererseits gibt es auch jüdische Kinder in bestimmten Vorstädten. Dort, wo 42 % der Schüler angaben, einen jüdischen Mitschüler zu kennen, kommen antisemitische Handlungen mit 62 % am häufigsten vor. Diese Feindseligkeit führe nicht allein jüdische Familien häufig dazu, ihre Kinder anderweitig einzuschulen oder sie „bewusst unsichtbar“ zu machen, sondern selbst 14 % der Schüler mit jüdischen Freunden aus Sicherheitsgründen die Lehranstalt zu wechseln.

Yonathan Arfi, der Auftraggeber der Untersuchung, erklärt zum Ergebnis der Studie: „Eine Schule, die nicht mehr in der Lage ist, alle Schüler aufzunehmen, wird ihrer wichtigsten Aufgabe nicht gerecht.“ Die Schule sei ein Vergrößerungsspiegel einer antisemitischen Entwicklung in der Gesellschaft.

GPN

Jüdisches Museum

Als einer der Hauptakteure bei der Verbreitung von Kenntnissen über das Judentum in Frankreich versteht sich das Pariser Museum für Kunst und Geschichte des Judentums (Musée d'art et d'histoire du judaïsme), kurz MAHJ genannt, ebenso als Förderer der republikanischen Werte Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Laizität sowie der Menschenwürde. In diesem Kontext geht es dem Museum, das sich an jede Art von Publikum wendet, insbesondere um Erziehung und den Kampf gegen Vorurteile und Stereotype. So steht es in einer entsprechenden Charta, welche Direktor Paul Salmona unterzeichnet hat.

Die Erziehungsabteilung bietet über 40 Besuchs- und Beschäftigungsthemen an, um die kulturelle Vielfalt des Judentums

und die Geschichte der diversen Kulturen zu vermitteln. Gemeinsam mit dem Institut der Arabischen Welt hat das MAHJ kürzlich ein innovatives digitales Toolkit entwickelt, „Culture(s) en partage“ (Teilhabe an Kulturen), mit dem Ziel, Brücken zwischen der jüdischen und der muslimischen Kultur zu bauen. Das Toolkit ermöglicht es, aktuelle Themen des Zusammenlebens, der Toleranz und des Kampfes gegen Rassismus und Antisemitismus in den Schulunterricht zu integrieren.

Mit einer säkularen Herangehensweise und einer Sensibilisierung für Kunstwerke sollen überkommene Vorstellungen überwunden und durch einen auf klaren wissenschaftlichen und historischen Kenntnissen beruhender gemein-

samer Wissensfundus aufgebaut werden. Auch eine daraus entstehende kulturelle Durchmischung ist erwünscht. Ferner beteiligt sich das MAHJ an der jährlich stattfindenden Aktionswoche gegen Antisemitismus und Rassismus.

Neben der Stadt Paris und der Region Ile-de-France unterstützt auch der französische Staat die Institution. So hat die französische Kultusministerin 6,5 Millionen Euro für die Vergrößerung und Neugestaltung des im ehemaligen jüdischen, heute trendig-schicken Marais-Viertel gelegenen Museums angekündigt. Eine solche Großzügigkeit ist in Zeiten knapper Staatskassen, wo an allen Ecken und Enden, besonders an Kultur, gespart wird, durchaus bemerkenswert.

GPN

Nachfolger von Le Pen in Israel

Das wäre noch vor wenigen Jahren undenkbar gewesen und hat in Frankreich hohe Wellen geschlagen. Der Vorsitzende der Rechtsaußenpartei Rassemblement National (RN) und Europaabgeordnete, Jordan Bardella, wurde von Israel eingeladen, auf einer internationalen Konferenz zur Antisemitismusbekämpfung in Jerusalem einen Vortrag zu halten. Noch 2006 wurde die damalige Vorsitzende, Marine Le Pen, nicht empfangen mit der Begründung seitens des israelischen Außenministeriums, bei „Spitzenpolitikern einer rassistischen Partei mit Holocaustleugnern sei dies unvorstellbar“.

Zwanzig Jahre später haben sich die Dinge verändert. Mit Jordan Bardella empfing Israel erstmals offiziell einen Führer des ehemaligen Front National, 1973 von Jean-Marie Le Pen, zusammen u.a. mit ehemaligen SS- und Nazi-Kollaborateuren gegründet. Le Pen, den seine Tochter Marine später aus der von ihr in RN umbenannten Partei ausschließen wird, war mehrfach, u.a. 2018, verurteilt worden, weil er die Gaskammern als ein Detail der Geschichte bezeichnet hatte.

Empörte Reaktionen und konkrete Konsequenzen ließen nicht auf sich warten. So sagte der Star-Philosoph Bernard-Henri Lévy (BHL genannt), seine Teilnahme nach Bekanntwerden der Einladung ab, und der deutsch-französische ehemalige Grünen-Abgeordnete im Europaparlament, Daniel Cohn-Bendit, deutet die Einladung gegenüber dem Fernsehsender France 5 wie folgt: „Ein Teil der israelischen Regierung feiert jährlich die Ermordung Yizhak Rabbin. Also empfangen dort Faschisten Faschisten. Dass sich Jordan Bardella dort wohl fühlt, wundert mich nicht.“

Während auch die Nationale Konsultativkommission für Menschenrechte (CNCDH) überzeugt ist, dass der bei der extremen Rechten fortbestehende Antisemitismus mit dem der Linken in keins-ter Weise vergleichbar sei, beteuert der 29-jährige Bardella: „Ich glaube nicht, dass Jean-Marie Le Pen ein Antisemit war“. Ganz anders als die Einschätzung BHLs, Cohn-Bendits und des CNCDH, diejenige etwa des Vorsitzenden der Partei Reconquete (Rückeroberung), Eric Zemmour, welcher, wie der Jungpolitiker, die Judendiskriminierung wesentlich stärker beim radikalen Islamismus und der extremen Linken verortet.

Er pflichtet Bardella bei, wenn Letzterer gemeinsame Feinde Israels und der Bundesrepublik ausmacht: die Hamas, welche das Attentat am 7. Oktober 2023 beging, und die Djiihadisten, welche für die Terrorakte vom 13. November in Paris 2015 verantwortlich zeichneten. In den Augen der politischen RN-Gegner indes handelt es sich bei der Solidarisierung lediglich um eine „Fassaden-Unterstützung“.

Wie dem auch sei, jedenfalls besuchte der RN-Vorsitzende, der sich im Übrigen wie auch Präsident Emmanuel Macron, mit dem Bardella ansonsten über Kreuz liegt, für eine Zweistaatenlösung ausspricht, die Nord- und Südgrenzen des Landes, um die geopolitische Landschaft besser zu verstehen, dann Yad Vashem und das Memorial für die Opfer des 7. Oktober, darunter etwa 50 Franzosen. Das Westjordanland war nicht Teil des Programms.

Ferner traf der Gast Überlebende des Terroranschlags, wie in Netiv Haasara die Franko-Israelin Sabine Taasa, deren

Mann und Sohn getötet wurden. Auf die Frage eines dortigen Journalisten nach der Deportation französischer Juden während des 2. Weltkriegs räumt Bardella ein: „Ich bin der Meinung, dass das Vichy-Regime einen mehr als aktiven Anteil bei der Kollaboration mit den Nazis hatte und dass dieses Regime die Unehre Frankreichs in sich trug.“

Vermutlich ist es dieser Sinneswandel des RN gegenüber der Vorgängerpartei, der die von der früheren Präsidentin Marine Le Pen von Beginn an angestrebte Normalisierung ihrer Partei von nicht wenigen Juden als gelungen erscheinen und in ihr ein Schutzschild gegen die islamistische Ideologie sehen lässt. Nicht so die von Nazijäger Serge Klarsfeld, seinem Sohn Arno und anderen als links eingestufte jüdische Dachorganisation CRIF, welche nach wie vor den RN von ihrem jährlich organisierten Abendessen ausschließt, mit dem Argument, es herrsche innerhalb der Partei noch immer ein Antisemitismusproblem.

Der Anwalt und Schriftsteller Arno Klarsfeld hingegen verteidigt die Rechtspopulisten beim internationalen Fernsehsender i24news: „Marine Le Pen ist eine Verbündete der jüdischen Gemeinschaft“. Zu Klarsfelds Überzeugung mögen nicht zuletzt die bemerkenswerten Tatsachen beigetragen haben, dass von 103 Mitgliedern der französisch-israelischen Freundschaftsgruppe 37 dem RN angehören und ferner Marine am Schweigemarsch durch Paris nach dem 7. Oktober teilgenommen hat. Und Arnos Vater bekräftigt: „Der CRIF darf die jüdischen Franzosen nicht spalten.“

GPN

Angriffe auf Rabbiner

In Orléans wurde ein Rabbiner im Beisein seines 9-jährigen Sohnes auf offener Straße von einem Jugendlichen angegriffen. Arié Engelberg, so sein Name, beschreibt die Szene im Fernsehsender BFMTV: „Er fragte mich, ob ich jüdisch sei. Ich antwortete: Ja. Daraufhin bezeichnete er (der Angreifer, Anm. d. Red.) alle Juden als Hurensöhne.“ Der junge Mann habe die Szene mit seinem Handy filmen wollen, während er ihn beschimpfte. „Da beschloss ich zu handeln und stieß gegen sein Telefon, um zu vermeiden, dass die Szene in den sozialen Medien verbreitet wird. Der Aggressor schlug mich, ich habe mich geschützt“, erzählt der Rabbiner. Auch sei er gebissen worden, so Engelberg, dem mehrere Personen zur Hilfe eilten.

Bis zu diesem Tag seien der Stadt Jeanne d'Arc antisemitische Aktionen weitgehend erspart geblieben, bis auf einige wenige Graffiti nach dem 7. Oktober 2023, erklärt der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Orléans, André Druon. Der 16-jährige Täter, der bereits drei Strafverfahren, u.a. wegen Drogendeals hinter sich hatte, wurde als Minderjäh-

riger von einem Jugendgericht „wegen Gewaltanwendung aus Gründen vermeintlicher oder realer religiöser Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft in Tateinheit mit Drogenbesitz“, er hatte zum Tatzeitpunkt 2 Gramm Cannabis bei sich, zu 12 Monaten Freiheitsstrafe verurteilt sowie zu 4 Monaten zusätzlich wegen seiner Weigerung, während der Untersuchungshaft eine Blutprobe abzugeben.

Der Jugendliche soll unter mindestens drei verschiedenen Identitäten registriert gewesen sein, einer marokkanischen sowie zwei palästinensischen. Schließlich bekannte er sich zur marokkanischen Identität. Er hatte behauptet, sich lediglich verteidigt zu haben und zeigte vor Gericht keiner Reue.

Dem Aufruf des Verbandes Jüdischer Studenten folgend, hatten sich etwa 300 Menschen auf dem Pariser Place de la Bastille versammelt, und in Orléans selbst fand ein Schweigemarsch mit über 1.000 Teilnehmern aus Solidarität mit dem Rabbiner und gegen Antisemitismus statt. Auch Staatspräsident Emmanuel Macron verurteilte „das Gift des Antisemitismus“

und versprach, „weder dem Schweigen, noch der Untätigkeit nachzugeben“. Kurze Zeit nach dem Angriff auf Arié Engelberg wurde ein weiterer Rabbiner, Elie Lemmel, zweimal attackiert, das erste Mal in Deauville (Normandie), dann nur wenige Tage später, in Neuilly-sur-Seine, unweit von Paris.

Nach der zweiten Attacke, bei der der Angreifer ihn in einem Café mit einem Stuhl beworfen hatte, musste sich der Gottesmann mit einer Wunde an der Stirn in ein Krankenhaus begeben. Der in Rafah geborene 28-jährige Angreifer wurde in eine psychiatrische Klinik eingewiesen. Die Behörden ließen verlauten, dass der Mann deutsche Ausweispapiere bei sich trug. Er war in Deutschland als illegal Aufhaltender geduldet und genoss das Recht, sich dort frei zu bewegen. Jean-Christophe Fromantin, Bürgermeister von Neuilly-sur-Seine, bedauerte in einer Erklärung: „Trotz maximalen Einsatzes von Mitteln sind derart vereinzelte, erratische und unvorhersehbare Angriffe unvermeidbar.“

GPN

Koschere Taxis

Die Idee stammt von drei Franko-Israelis. Monite, eine App, ähnlich wie Uber, jedoch speziell für hebräischsprachige Fahrgäste konzipiert.

Ausgedacht haben sich Ende September 2024 diese Möglichkeit, welche Furore macht, Ilan Amar, Mitbegründer, und seine Freunde vor dem Hintergrund zunehmender Beschwerden von Israelis über antisemitische Anfeindungen in regulären und Uber-Taxis. So hatte kurz zuvor ein Chauffeur es abgelehnt, eine jüdische Familie vom Pariser Flughafen Orly in die Stadt zu fahren. O-Ton an den Familienvater gerichtet: „Drecksjude. Ich nehme dich mit, wenn ich deiner Frau und deinen Kindern die Kehle durchschneiden kann.“ Auch französische Juden nutzen die App gern.

So Lavana, eine 37-jährige Franko-Israelin, die angibt, beim Besteigen eines Taxis, vor allem allein, stets ein mulmiges Gefühl zu verspüren, das sich nach dem Anschlag vom 7. Oktober 2023 noch verstärkt habe.

„Seit dem 7. Oktober sind die Dinge wirklich kompliziert geworden, die Zweifel und die Angst viel intensiver“, erklärt sie im Online-Magazin TIMES OF ISRAEL. Aber das war gestern. Seitdem es Monite (auf Hebräisch Taxi) gibt, fühlt sich Lavana sicher. Alle Fahrer sprechen Hebräisch und kennen die jüdische Kultur. Um die Sicherheit sowohl der Fahrgäste als auch

der Fahrer zu gewährleisten, nimmt Monite Online-Überprüfungen vor. „Denn es kommt vor, dass hassefüllte Personen versuchen, uns zu schaden.“ Im Großen und Ganzen können sich alle israelfreundlichen Menschen bei der App eintragen. Die Fahrer müssen sich einem Einstellungsgespräch per Video unterziehen.

Gegenwärtig zählt Monite 150 Fahrer und ca. 15.000 Nutzer. Die Plattform gibt es bisher in vier Städten: Paris, Marseille, Lyon und Nizza.

Aufgrund des Erfolges (90% der Erstbenutzer werden Stammkunden), könnte sie künftig auch in weiteren Städten angeboten werden. Im Moment konzentriert

sich die App noch auf Vorbestellungen wie die Ankunft am Flughafen. Zu einem späteren Zeitpunkt seien jedoch auch Last-Minute-Fahrten nicht ausgeschlossen, so Amar. Chauffeur Kevin Cohen stellt ferner fest, dass Monite über den Taxi-Service hinaus das jüdische Gemeinschaftsgefühl stärkt. Als Beispiel führt er das Fußballspiel Israel/Frankreich im November letzten Jahres an. Ein Fan der israelischen Mannschaft hätte wohl kaum ein französisches Taxi gefunden. „So waren wir an diesem Tag zur Stelle, um der Gemeinschaft mit vollem Engagement zu dienen.“

GPN



SCHANA TOWA Zu Rosch Haschana 5786 wünschen wir allen unseren Mitgliedern, Freunden und Bekannten im In- und Ausland ein erfolgreiches und glückliches neues Jahr. Jüdische Gemeinde Regensburg	Der Landesausschussvorsitzende der Jüdischen Gemeinden in Bayern wünscht allen Gemeinden und deren Mitgliedern ein friedliches, frohes und gesundes neues Jahr. לשנה טובה תכתבו Jo-Achim Hamburger
Allen unseren Mitgliedern und allen Juden in Bayern und der ganzen Welt wünschen wir ein gesegnetes neues Jahr 5786. Israelitische Kultusgemeinde Augsburg	Alles Gute zum neuen Jahr 5786 den jüdischen Gemeinden in Deutschland, dem Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern und dem Zentralrat wünscht die Israelitische Kultusgemeinde Bamberg K.d.ö.R.
Allen unseren Mitgliedern und allen Juden in Bayern und der ganzen Welt wünschen wir ein gesegnetes neues Jahr. Israelitische Kultusgemeinde Bayreuth	Allen unseren Mitgliedern sowie den Mitgliedern unserer Nachbargemeinden und allen Verwandten, Freunden und Bekannten im In- und Ausland wünschen wir ein glückliches neues Jahr. Israelitische Kultusgemeinde Straubing
 Schana Towa 5786 Jüdische Gemeinde Weiden Die besten Wünsche zum Neujahr an alle Mitglieder und alle, die uns kennen, mit uns zusammenarbeiten und uns mögen. Der Vorstand	Die Israelitische Gemeinde Würzburg übermittelt allen ihren Mitgliedern, Freunden und Bekannten die besten Neujahrswünsche!
Allen unseren Mitgliedern sowie den Mitgliedern unserer Nachbargemeinden, Freunden und Bekannten wünschen wir Glück und Frieden zum neuen Jahr. Israelitische Kultusgemeinde Amberg Vorstand IKG Amberg Ignaz Berger, Alexander Iolowitsch, Rabbiner Elias Dray	SCHANA TOWA wünschen wir allen unseren Gemeinden, dem Landesverband und allen Freunden und Gönnern unserer Gemeinde. Israelitische Kultusgemeinde Erlangen

Wir wünschen allen Gemeindemitgliedern, Freunden und Bekannten ein gesundes, gutes und süßes neues Jahr 5786. שנה טובה ומתוקה Vorstand der Israelitischen Kultusgemeinde Hof Dr. Jakob Gonczarowski 1. Vorsitzender	Statt Karten Die Israelitische Kultusgemeinde Fürth wünscht dem Zentralrat, dem Landesverband, den jüdischen Gemeinden in Deutschland und unseren Mitgliedern ein gesegnetes, friedliches und gesundes Jahr 5786. לשנה טובה תכתבו ותחתמו
Allen Freunden und Bekannten wünschen wir ein gesundes neues Jahr! לשנה טובה תכתבו Ilse Ruth Snopkowski Familie Dr. Peter Snopkowski Familie Dr. Jona Snopkowski-Bigagli	Allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten übermitteln wir auf diesem Wege zum neuen Jahr unsere herzlichsten Glück- und Segenswünsche. Familie Karin und Bernhard Offman
לשנה טובה תכתבו Allen Verwandten, Freunden und Bekannten im In- und Ausland die besten Glück- und Segenswünsche zum neuen Jahr 5786. Familie Michael Trüger Regensburg	Die »Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition e.V.« wünscht allen Mitgliedern und Freunden im In- und Ausland ein gesundes neues Jahr! לשנה טובה תכתבו
Ein gesundes und glückliches neues Jahr 5786 wünschen Ihnen die Mitarbeiter des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern KdöR	SCHANA TOWA UMETUKA Ein glückliches und süßes neues Jahr 5786 wünscht Ihnen Der Trägerverein und das Museumsteam des Jüdischen Museums Franken – Fürth, Schnaittach und Schwabach
SCHANA TOWA! Ein glückliches und gesundes neues Jahr 5786 wünscht Ihnen das Johanna-Stahl-Zentrum für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken Würzburg	Wir wünschen allen Jüdinnen und Juden in Augsburg, Bayern und der ganzen Welt ein gutes und süßes neues Jahr 5786. שנה טובה ומתוקה Das Team des Jüdischen Museums Augsburg Schwaben

Wir wünschen allen unseren Freunden, Verwandten und Bekannten ein gutes und gesundes neues Jahr. Le'Schana Towa Tikatewu We'Techatemu Familie Wladimir Barskyy, Regensburg	Wir wünschen dem Vorstand und den Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde Regensburg sowie allen Bekannten ein frohes und gesundes neues Jahr. <i>Schana towa, tikotewu w'tichoteimu</i> Familie Soroka und Semmler Regensburg
Zum neuen Jahr allen Freunden, Verwandten und Bekannten die herzlichsten Glückwünsche „LESCHANAH TOVA TIKATEVU – möget ihr eingeschrieben werden für ein gutes Jahr“ Familie Mazo, Augsburg	Statt Karten Zu den Hohen Feiertagen entbieten wir allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten die besten Glück- und Segenswünsche! Felix Gothart, Bayreuth
Allen Freunden, Verwandten und Bekannten wünschen wir ein frohes und gesundes Jahr. <i>Schana towa, tikotewu w'tichoteimu</i> Jakov Denyssenکو, Regensburg	Wir wünschen allen unseren Freunden, Verwandten und Bekannten ein gutes und gesundes neues Jahr. <i>Schana towa, tikotewu w'tichoteimu</i> Genia Danziger und Familie David Danziger Regensburg
לשנה טובה תכתבו ותחתמו תזכו לשנים רבות טובות ונעימות Allen unseren Freunden im In- und Ausland möchten wir auf diesem Wege unsere besten Wünsche anlässlich Rosch Haschana 5786 zum Ausdruck bringen. Familie Dr. Asher Khasani	Statt Karten Allen Verwandten, Freunden und Bekannten im In- und Ausland entbieten wir auf diesem Wege die besten Glück- und Segenswünsche zum neuen Jahr! לשנה טובה תכתבו Familien Ignaz Berger, Michael Berger und Elias Dray, Amberg
Zum neuen Jahr senden wir allen Freunden und Bekannten im In- und Ausland die herzlichsten Glückwünsche! Schana towa! Familie Brenner	Wir wünschen allen unseren Freunden, Verwandten und Bekannten ein gutes und gesundes neues Jahr. <i>Schana towa, tikotewu w'tichoteimu</i> Familie Kuzenko, Regensburg

Allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten im In- und Ausland senden wir auf diesem Wege unsere herzlichsten Glück- und Segenswünsche zum neuen Jahr! לשנה טובה תכתבו Familie Dr. Josef und Jutta Schuster	Allen Freunden und Bekannten entbieten wir die herzlichsten Wünsche zu den Hohen Feiertagen und für ein gesundes neues Jahr! Oded Baumann, Würzburg
Statt Karten übermitteln wir auf diesem Wege allen Verwandten, Freunden und Bekannten zum neuen Jahr unsere herzlichsten Glückwünsche. Familie Daniel und Dorothea Krochmalnik שנה טובה ושלום	Statt Karten Zu den Hohen Feiertagen entbieten wir allen unseren Verwandten, Freunden und Bekannten die besten Glück- und Segenswünsche! Familie Hanna Zisler
Allen Freunden und Bekannten wünschen wir ein gesundes neues Jahr! לשנה טובה תכתבו Rabbiner Joel Berger und Familie Stuttgart – Antwerpen – Berlin	Wir wünschen unseren Autoren und Lesern, unserem Landesverband und allen Gemeinden ein gesundes und glückliches neues Jahr. Redaktion und Druckerei JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN



Sehr geehrte Damen
und Herren,

an Rosch Haschana
beginnt für Sie das
Jahr 5786 Ihrer Zeit-
rechnung. Ich freue
mich über das aktive
Leben der Jüdischen
Gemeinden in Bayern.

Jedes Jahr darf ich die Jüdischen Gemein-
den in Bayern besuchen.

Der Freistaat unterstützt Jüdinnen und
Juden, Jüdische Gemeinden und Ein-
richtungen nachhaltig. Bayerns Minister-
präsident Dr. Markus Söder hat ein
Schutzversprechen für das jüdische Le-
ben abgegeben. Eine interministerielle
Arbeitsgruppe wurde zur Förderung
jüdischen Lebens und zum Kampf gegen
Antisemitismus eingerichtet.

Im Rahmen unserer Netzwerkstrategie
verbinden wir Menschen und Einrichtun-
gen miteinander, die sich zugunsten von
Jüdinnen und Juden engagieren. Das gilt
für die Einrichtungen, die sich mit uns

gemeinsam das Ziel der Vermittlung von
Informationen und Hintergründen auf
die Fahnen schreiben: Bildung ist lang-
fristig das beste Mittel, gegen Vorurteile
und Dummheit anzugehen.

Wir arbeiten daran, dass sich Organisa-
tionen der Zivilgesellschaft intensiv mit
Antisemitismus, seinen Wurzeln und Aus-
prägungen beschäftigen und die Anti-
semitismus-Definition der International
Holocaust Remembrance Alliance (IHRA)
zur Basis für den Kampf gegen Juden-
hass machen. Über 70 Organisationen
stellen sich dieser Zielsetzung. Gegen-
wärtig führen wir Gespräche mit Unter-
nehmen sowie Arbeitnehmerorganisa-
tionen.

Die Beauftragten für jüdisches Leben und
gegen Antisemitismus in der Staatsregie-
rung bilden in den Justizbehörden, bei
der Polizei und beim Landesverfassungs-
schutz ein enges Netzwerk. Dieses konn-
ten wir beim 5. Landestreffen „Jüdisches
Leben in Bayern“ in Nürnberg mit den
Engagierten im gesellschaftlichen und
kulturellen Leben verknüpfen.

Trotz aufschreckender Vorgänge und
hoher Zahlen antisemitischer Straftaten
auch in Bayern bin ich zuversichtlich,
dass wir mit Bildung und konsequentem
Vorgehen gegen rechts- und linksextreme
wie islamistische Kräfte Erfolg haben
werden. Vor allem, wenn Bürgerinnen
und Bürger eine „Kultur des Hinschau-
ens“ praktizieren, auf die Ausgrenzung
von Menschen jüdischen Glaubens oder
Übergriffen reagieren und bei Bedarf die
Sicherheitsbehörden informieren.

Viele Indizien, auch Partnerschaften zwi-
schen Kommunen und Organisationen in
Bayern und Israel, sprechen dafür, dass
wir hier gemeinsam weiter vorankom-
men,

In diesem Sinne ein sehr gutes Jahr 5786
für Sie.

Ihr

Dr. Ludwig Spaenle

**Beauftragter der Bayerischen Staatsre-
gierung für jüdisches Leben und gegen
Antisemitismus, für Erinnerungsarbeit
und geschichtliches Erbe**

Zum 100. Geburtstag von Simon Snopkowski

MÜNCHEN. Dreißig Jahre lang leitete er als Präsident den bayerischen Landesverband und in dieser Funktion war der Mediziner auch Herausgeber dieser Zeitschrift. Somit war vor Dr. Schuster bereits ein weiterer Arzt in diesem Ehrenamt. Am 23. Juni wäre Dr. Simon Snopkowski hundert Jahre alt geworden.

Der 1925 Geborene gehörte noch zu der Generation der Holocaust-Überlebenden. Am 8. Mai 1945 befreite ihn die Rote Armee aus dem Konzentrationslager Langenbielau in Niederschlesien. Nach der Befreiung kam er mit anderen Überlebenden in das DP-Lager in Landsberg am Lech, wo er ab 1947 sein Medizinstudium aufnehmen konnte. „Seitdem fuhr ich nun täglich mit der Bahn von Landsberg nach München zur Universität“, schrieb Snopkowski in seinen Erinnerungen. Diese Zeit im DP-Lager und seine erste Zeit in München hat der frühere LV-Präsident in der Publikation „Landsberg im 20. Jahrhundert“ sehr eindrucksvoll beschrieben. Wir drucken deshalb das historische Dokument in diesem Heft nach.

„Das Ansehen, das sich Dr. Snopkowski durch seine mehr als 30-jährige ärztliche Tätigkeit im öffentlichen Dienst erworben hatte“, schrieb sein Nachfolger Dr. Schuster in seinem Nachruf 2001, „unterstützte seine Bemühungen, als Sprecher der jüdischen Gemeinschaft in Bayern, Interesse und Verständnis für unsere jüdischen Belange bei der Bayerischen Staatsregierung, den Behörden wie auch in der allgemeinen Öffentlichkeit zu wecken und dafür maßgebliche Unterstützung zu finden.“ Besonders hilfreich war sein „guter Ruf“ bei der Konsolidierung der Finanzen der Jüdischen Gemeinden in Bayern.



Dr. Dr. Simon Snopkowski sel. A.

„Der Staatsvertrag zwischen dem Freistaat Bayern und dem Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern“, erzählt seine Ehefrau Ilse Ruth Snopkowski, „um den Simon Snopkowski seit 1972 kämpfte und den er als Präsident des Landesverbandes mit dem damaligen Bayerischen Ministerpräsidenten Dr. Edmund Stoiber am 14. August 1997 unterzeichnete, krönte sein Lebenswerk.“

Immer wieder wird von Menschen, die dem Arzt damals begegnet waren, betont, dass Snopkowski ein sehr interessierter und herzlicher Zuhörer und Gesprächspartner war. Auch der Schreiber dieser Zeilen erlebte ihn als äußerst aufmerksamen „Mitmenschen“. Hermann Simon, der Gründungsdirektor der „Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum“, erinnert sich noch gut an Simon Snopkowski.

„Ich habe eine intensive Erinnerung an diesen freundlichen, kleinen, agilen und sehr jüdischen Mann. Es war im Frühjahr

1989: Die Münchener Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur veranstaltete ein mehrtägiges Symposium über Aspekte jüdischen Lebens in der damaligen DDR. Simon Snopkowski ließ es sich nicht nehmen, uns zu betreuen und sich um unsere Wünsche zu kümmern. Uns, das waren u. a. der Filmemacher Konrad Weiss, der Schriftsteller Jürgen Rennert und die Sängerin jiddischer Lieder Jalda Rebling. Simon Snopkowski habe ich als jemanden in Erinnerung, der aufgeschlossen und interessiert war an dem, was wir zu berichten hatten. Für die jüdische Sache, das wurde mir damals deutlich, hat er sich sehr stark und streitbar engagiert. Wenige Jahre später, die Welt war inzwischen eine vollkommen andere geworden, war ich Delegierter einer Ratsversammlung des Zentralrats der inzwischen vereinten Berliner Jüdischen Gemeinde. Dort traf ich Simon Snopkowski wieder. Er fiel dadurch auf, dass er sich zur Diskussion meldete, um sich für die jüdische Jugend einzusetzen. Das habe ich nicht vergessen.“

Für die Mitglieder seiner Bayerischen Jüdischen Gemeinden gründete der LV-Präsident Mitte der 1980er Jahre eine Zeitschrift, die seit 2002 JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN heißt. Für einen großen Teil der Leser richtete er eine Rubrik mit „Jiddischen Seiten“ ein.

„Die Leser damals stammten größtenteils aus Polen, wo sie mit dem Jiddischen aufgewachsen waren“, sagt Ilse Snopkowski. „Jiddisch gehörte zu ihrer Identität, es war ihre Muttersprache. Als die Zeitschrift damals erschien, lebten noch viele in Polen geborene Juden, die die Seiten in jiddischer Sprache sehr schätzten.“

Bitte beachten Sie zu diesem Thema auch das Editorial von Dr. Schuster auf Seite 3.

Benno Reicher

Vorwort zu „Landsberg im 20. Jahrhundert“

Von Dr. Simon Snopkowski sel. A.

Gerne komme ich dem Wunsch der „Bürgervereinigung Landsberg im 20. Jahrhundert“ nach, für das Themenheft – gewidmet den einstigen Insassen des DP-Lagers Landsberg/Lech – mit einem Vorwort beizutragen.

Am 8. Mai 1945 wurde ich von der Roten Armee aus dem Konzentrationslager Langenbielau in Niederschlesien, ein Kommando Groß-Rosens, befreit. In meinem polnischen Geburtsort Myszkow und Umgebung traf ich kaum noch Juden an und

fand keine Überlebenden aus meiner Familie. Der Strom der Befreiten aus den Konzentrationslagern richtete sich in die amerikanische Zone, nach Bayern. Einige Monate nach Kriegsende kam ich mit einer größeren Anzahl jüdischer Überlebender in das DP-Lager in Landsberg am Lech. Da die Befreiten aus den Konzentrationslagern über keinerlei Papiere und Nachweise verfügten, richtete das bayerische Kultusministerium eine Verifikationskommission zur Überprüfung der

Hochschulreife ein. Nach bestandener Prüfung konnte ich mich im Frühjahr 1947 an der Ludwig-Maximilians-Universität für das Studium der Zahn- und anschließend der Humanmedizin immatrikulieren. Seitdem fuhr ich nun täglich mit der Bahn von Landsberg nach München zur Universität.

Wie andere Lager für „Displaced persons“ in der amerikanischen Besatzungszone war auch das Landsberger Lager eine erste Station für viele Menschen gleichen Glau-

bens, gleichen Schicksals und gleicher Hoffnung. In Landsberg lebten in erster Linie Juden aus dem Osten, die nicht in ihre Heimatländer zurückkehren wollten. Denn an Stelle ihres Heimes oder Verwandten fanden sie, wenn überhaupt, Gräber und Friedhöfe.

Fast alle ihre Angehörigen, mit denen sie früher dort zusammengelebt hatten, waren ermordet worden. Hoffnung suchten sie nun in der Gemeinschaft. In Landsberg konnten sie zusammen mit anderen Insassen des Lagers neue, richtungsweisende Vorstellungen für die Zukunft entwickeln.

Die vier- bis fünftausend Insassen des Landsberger DP-Lagers verfügten über eine Selbstverwaltung sowie über eigene Sicherheitsorgane und weitere Abteilungen. Vorsitzender der Selbstverwaltung war Dr. Samuel Gringauz, Leiter des Kulturamtes: Dipl. agr. chem. Jakob Olejski; zuständig für die Versorgung: Herr Walach; die Sicherheit: Herr Berniker; das Gesundheitswesen und das Krankenhaus: Dr. Nabrinski, Dr. Paretzki, Dr. Rosenhauch, Dr. Goldstein; die Zahnstation: Dr. Akabas; den Fuhrpark: Siedener & Sohn; die mechanischen Werkstätten: Herr Schein, und viele andere mehr.

Neben diesen wichtigen Aufgabengebieten sind des Weiteren zu erwähnen Esther Kes, Herr und Frau Buda und viele andere Mitarbeiter der Hilfsorganisationen UNRRA. Auf sportlichem Gebiet gründete sich der Fußballclub FC Landsberg – der spätere Fußball-Meister der DP-Sportklubs in der amerikanischen Zone – mit dem bekannten Verteidiger Wlodek Frajman. Viele Namen, die mir von der damaligen Zeit in Erinnerung blieben, haben durch ihre Tätigkeit verdient, genannt zu werden, denn wann, wenn nicht

jetzt und wo, wenn nicht in einer solchen Rückschau.

Es erschien auch eine Lagerzeitung in jiddischer Sprache, die „*Jidisze Cajtung*“ mit hebräischen Buchstaben und mit lateinischen Buchstaben für diejenigen, die des Hebräischen nicht mächtig waren.

Ein Krankenhaus sowie Werkstätten zur Berufsausbildung befanden sich auf dem Gelände. Zahlreiche Veranstaltungen wie Vorträge, Diskussionen, Film- und Theateraufführungen fanden im Lager statt und zeigten, dass man auch auf das Kulturelle großen Wert legte. Sehr zur Ermutigung der Bewohner beigetragen hat der Besuch des großen jüdisch-amerikanischen Schriftstellers Leivik alias Halpern. Auch der erste jüdische Film der Nachkriegszeit „*Lang ist der Weg*“ wurde in Landsberg gedreht, bei dem der mir gut bekannte Israel Becker Regie führte. Einige persönliche Begegnungen sind mir aus dieser Zeit besonders lebendig in Erinnerung geblieben, so auch mein Gespräch mit dem späteren ersten Ministerpräsidenten des Staates Israel, David Ben-Gurion, und dem großen Politiker der Arbeiterbewegung, Zerubawel. Weiterhin waren häufig Besuche von Angehörigen der jüdischen Brigade aus Palästina.

Nach den langen Jahren der Entbehrung, abgemagert, geschwächt, fast verhungert und verlaust, mit verschiedenen Krankheiten behaftet, sind wir aus den Konzentrationslagern herausgekommen. Die Kranken zu heilen, die physischen Kräfte unserer zermarteten Menschen wieder herzustellen, war zu dieser Zeit die wichtigste Aufgabe.

In einer am 24. August 1945 gehaltenen Rede mit dem Titel: „*Die große Enttäuschung*“ führte der Leiter des Kulturamtes Jacob Olejski aus: „*Das jüdische Volk hat*



Dr. Simon Snopkowski im Gespräch mit David Schuster, der ihm jahrzehntelang als Vizepräsident zur Seite stand.

während seiner großen und langen Geschichte unzählige Erschütterungen seines nationalen Daseins über sich ergehen lassen müssen, sodass es nicht nur einmal vor die große Entscheidung von Sein oder Nichtsein gestellt worden war. Allein der jetzige Churban – der Vernichtungsschlag gegen unser Volk, der Zusammenbruch von 1939 bis 1945 – hat nichts ähnliches, sowohl in Form als auch in Ausmaß selbst mit den schlimmsten und tragischsten Ereignissen unserer an Schicksalsschlägen gewiss nicht armen Vergangenheit aufzuweisen. Die aufgerissenen Wunden der Überlebenden sind groß. Unsere Reihen sind äußerst gelichtet. Wir sind von einer gewaltigen Ode umgeben, die den letzten Rest unserer seelischen Kräfte aufsaugt. Selbst die Sprache unserer Sänger und Propheten ist zu arm, um die Größe der Tragödie in Worte zu kleiden.“

Die erste Zeit war für die Überlebenden von dem zum Teil euphorischen Gefühl der Befreiung geprägt. Es war die Zeit des Hoffens und vor allem der Suche nach den Angehörigen: „*Mir zuchn krojwim*“ hieß ein großer Teil in der jiddischen Zeitung des Lagers Landsberg. Briefe wurden in alle Welt verschickt. Als die Antworten ausblieben, wurde die Hoffnung von Resignation verdrängt. Viele erkrankten; die zahlreichen Lungenkranken wurden in Sanatorien nach Gauting und Planegg überwiesen.

Besonderer Dank muss an dieser Stelle den Hilfsorganisationen UNRRA, AJDC und HIAS (Hebrew Immigrant Aid Society) ausgesprochen werden. Diese unterstützten die Befreiten in Unterhalt, Kultur und Gesundheitsbetreuung und gaben letztlich Hilfe zur Emigration und auch zur Integration.

Es muss bemerkt werden, dass etwa 95 Prozent der DP-Lagerinsassen emigrierten. Unter der Zukunftsvorstellung der befreiten Juden spielte das Streben nach Emigration eine wichtige Rolle, beson-



Unterzeichnung des Staatsvertrags durch Ministerpräsident Dr. Edmund Stoiber (rechts) und durch Dr. Simon Snopkowski am 14. August 1997.

ders nach Palästina, dem späteren Israel. Bis zur Ausrufung der Unabhängigkeit des Staates Israel 1948 war die Einreise dorthin nur illegal möglich. Eine Gruppe von Befreiten aus Deutschland, unter ihnen auch einige aus dem Landsberger DP-Lager, organisierte eine Überfahrt auf dem Schiff „Exodus“. Mitorganisiert hat dieses illegale Unternehmen ein Mitglied von Haschomer Hazair, der mir bekannte Mordechaj Rosen (Mitglied des Kibbuz Negba). Das Schiff wurde jedoch von den Briten aufgebracht, die den Passagieren die Einreise nach Israel verwehrten und sie in ein Lager nach Zypern brachten. Die oben genannten Hilfsorganisationen standen den auf Zypern Internierten zur Seite, bis sie frei kamen. Die neuen Möglichkeiten, die neue Bewegungsfreiheit, vor allem die Existenz des unabhängigen Staates Israel ließen neue Hoffnung aufkommen.

Das DP-Lager in Landsberg wurde 1949 aufgelöst, und ich zog nach München. Dort gehörte ich dem jüdischen Studentenverband an, der bereits 1946/47 gegründet worden war. Der Zusammenschluss diente der gegenseitigen Hilfeleistung beim Studium, Beschaffung von Stipendien, Arbeitsstellen (viele Werkstudenten) sowie bei der Wohnraum-

beschaffung. Auch bei der Anerkennung ihrer Hochschulreife, der Suche nach Praktikumsplätzen fanden die jüdischen Studenten die Unterstützung des Verbandes.

Alle an Münchner Hochschulen studierenden Juden – etwa 500 – gehörten dieser Vereinigung an, die sich „*Ichud ha-studentim ha-jehudim schel sch'erith ha-pletah*“ nannte, zu Deutsch: „*Jüdischer Studentenverband der Überlebenden des Naziregimes*“. Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre kam es zu der großen Auswanderungswelle der Überlebenden, darunter auch der Studenten nach Abschluss ihres Studiums, zumeist nach Israel, aber auch nach Amerika. 1954 wurde der Münchner „*Jüdische Studentenverband der Überlebenden des Naziregimes*“, dessen Vorsitzender ich seit 1949 gewesen war, aufgelöst. Sämtliche Akten des Verbandes schickte ich dem Jüdischen Wissenschaftlichen Institut (YIVO) nach New York. Bis zum Umzug auf Dauer nach München habe ich diese DP-Zeit (1949) als jugendlicher miterlebt, umgestaltet und in vielen Bereichen mitgewirkt.

Nach Abschluss meines Studiums war ich in verschiedenen Krankenhäusern tätig. Zunächst als Assistenzarzt, danach als Facharzt für Chirurgie und Oberarzt und

schließlich ab dem Jahr 1966 bis 1987 als Chefarzt der chirurgischen Abteilung eines städtischen Krankenhauses in München. 1959 wurde ich in den Vorstand der Israelitischen Kultusgemeinde in München, 1961 zum Vizepräsidenten des Landesverbandes gewählt. Im Jahre 1971 bin ich zum Präsidenten des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern gewählt worden.

Heute, 50 Jahre nach der Befreiung der Konzentrationslager, danke ich den alliierten Kräften für die Befreiung von der Nazi-Diktatur, sowie den Hilfsorganisationen, die den Überlebenden während des Zeitraumes der DP-Lager so vielseitige Hilfe haben angedeihen lassen. Am 10. September 1989 wurde bei einer Feierstunde zum Gedenken an das Landsberger DP-Lager eine Tafel an die Außenmauer der Saarburskaserne (früheres DP-Lager) in Landsberg/Lech angebracht. Dies geschah unter Mitwirkung des ehemaligen Kommandanten des Landsberger DP-Lagers, US-Oberst a.D. Irving Heymont. Ich hatte damals die Ehre, mit einem Grußwort an der Feierstunde teilzunehmen.

Abschließend kann gesagt werden, dass die DP-Lager als erste Station für die Befreiten der Konzentrationslager eine segensreiche Einrichtung waren.

Grußwort des ehemaligen LV-Präsidenten Dr. Dr. Simon Snopkowski

Nachgedruckt aus „Der Landesverband der Israelit. Kultusgemeinden in Bayern“, seit 2002 JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN, Heft Nr. 1, Rosch Haschana, von September 1984.

Der Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern grüßt die jüdische Gemeinschaft Bayerns zum Beginn des neuen Jahres. An seiner Schwelle stehend, werden wir alle aufgefordert, vor IHM, in dessen Hand unsere Zukunft liegt, einen „Cheschbon Hanefesch“ abzugeben. Das Jahr 5744 gehört nun der Vergangenheit an, einer Vergangenheit, in der unserem Volk viel Leid und Unbill widerfahren ist, in der dem Volk Israel lange Zeit das Schicksal Heimatvertriebener und Ausgestoßener beschieden war. In den Augen anderer galt es als eine Schmach, ein Jude zu sein. Sein Leben war oft ein Spießrutenlaufen zwischen den Mächten und Interessengruppen, nur geduldet, solange man seiner bedurfte. – Und schließlich galt ein jüdisches Leben überhaupt nichts mehr.

Aber auch in den dunkelsten Tagen schien das Licht der Erlösung und selbst in den schlimmsten Zeiten galt immer die Hoffnung „Haschem Ori Wegischi“. Es war das Hoffen auf bessere Zeiten, gestärkt durch die Kraft unseres Glaubens, die unser Volk

überstehen ließen. Obwohl es verstreut lebte unter den Völkern, sammelte es sich wieder in Eretz Israel, aus dem es die Gewalt vertrieben hatte, und nach beinahe zwei Jahrtausenden entstand ein neuer jüdischer Staat, der in dem vergangenen Jahr die 36. Wiederkehr des Tages seiner Unabhängigkeit feiern konnte. Diesem Staat, mit seiner ewigen Hauptstadt Jerusalem, galten unsere Gebete im Jahre 5744. Aber auch in diesem neuen Jahr, das nach unserer Zeitrechnung das Jahr 5745 seit Erschaffung der Welt ist, wollen wir den Staat Israel und die Stadt Jerusalem in unsere Gebete und in unser Handeln mit einbeziehen, damit die Existenz des jüdischen Staates auch weiterhin gesichert werden kann, denn es sind schwere Zeiten und Krisen, die Israel durchzustehen hat. Heute ein Jude in Bayern zu sein bedeutet, in einer Gesellschaft gleichberechtigter Bürger zu leben, in einem Nebeneinander verschiedener Religionen und Ansichten. Der Landesverband sieht es als seine vordringlichste Aufgabe an, jüdisches Leben zu ermöglichen, d.h., er gibt all jenen die Möglichkeit, in den Traditionen und Gesetzen unseres Glaubens zu leben, die es wollen, und unabhängig von ihren Wohnorten in Bayern. Wo auch immer Gefahren auftauchen, die die freie Ausübung unseres Glaubens beeinträch-

tigen könnten, schreitet der Landesverband dagegen ein, Tendenzen, die dem Judentum schaden könnten, bekämpft er mit den zur Verfügung stehenden Mitteln des Rechtsstaates. Leider muss allzu oft von diesen Mitteln Gebrauch gemacht werden, weil es heute wieder Kräfte gibt, die gegen ein friedvolles Nebeneinander sind, und versuchen, den demokratischen Staat zu bekämpfen.

So wird uns auch dieses neue Jahr ernste und verantwortungsvolle Aufgaben bringen, die wir als Gemeinschaft bestreiten müssen, der Landesverband und seine Verbandsgemeinden. Im neuen Jahr, an dessen Anfang Rosch Haschana steht, dessen Schofar-Ruf zur Anerkennung von „Malchiuth“ an uns alle ergeht, wollen wir gemeinsam darum bemüht sein, eine ungehinderte freie Entfaltung jüdischen Lebens in diesem Lande, soweit es uns möglich ist, zu gewähren. Zum Rosch Haschana 5745 wünschen wir dem Staate Israel und all seinen Nachbarn den ersehnten Frieden. Unsere Neujahrsgrüße entbieten wir an dieser Stelle der Botschaft des Staates Israel, dem Zentralrat der Juden in Deutschland, der Rabbinerkonferenz, den Verbandsgemeinden und all ihren Mitgliedern und deren Familien. Leschana Towa Tikatewu!

Dr. Dr. Simon Snopkowski

Historischer Festakt in München

MÜNCHEN. Am 15. Juli 1945, nur zwei Monate nach der Befreiung vom Nationalsozialismus, „gründeten Überlebende der ausgelöschten Münchner Kultusgemeinde diese wieder und schufen damit die Strukturen für jüdisches Leben und einen Zufluchtsort für die zurückgekehrten jüdischen Münchner sowie die Displaced Persons, die das Menschheitsverbrechen des Holocaust in unsere Stadt verschlagen hatte“, schrieb die IKG in ihrer Pressemitteilung.

Gemeinsam mit dem 80. Jahrestag ihrer Wiedergründung beging die Kultusgemeinde Mitte Juli 40 Jahre Präsidentschaft von Dr. h.c. mult. Charlotte Knobloch, die 1985 erstmals zur Präsidentin gewählt wurde.

Wir dokumentieren nachfolgend den Festakt mit den (gekürzten) Reden von Zentralratspräsident Dr. Schuster und der Festrede von Prof. Lenhard.

Rede des Zentralratspräsidenten Josef Schuster

Diese Leistung ist unvorstellbar. Es muss eine übermenschliche Kraft gewesen sein, die die Männer und Frauen am 15. Juli 1945 angetrieben hat, diese israelitische Kultusgemeinde München und Oberbayern zu gründen. Zeitgleich mit ihr entstehen auch überall im Land wieder jüdische Gemeinden. Diese zu gründen, in den Trümmern des jüdischen Lebens in Deutschland, in der blanken Hoffnungslosigkeit im Angesicht der Shoa, drückt eine Hoffnung in einer hoffnungslosen Zeit aus, die mich berührt und die mich beeindruckt.

Die IKG München und Oberbayern wächst schnell. Bereits wenige Monate nach der Wiedergründung zählt sie 2.800 Mitglieder. Heute ist sie die mitgliederstärkste Gemeinde in Deutschland mit fast 10.000 Mitgliedern.

Ihre Gründung – übrigens fünf Jahre vor der Gründung des Zentralrats, dessen 75-jähriges Jubiläum wir dieses Jahr feiern – war kein Wiederbeginn jüdischen Lebens in Deutschland; das war nach all dem Grauen nicht möglich. Es geschieht, was kaum vorstellbar schien: Jüdisches Leben wird in Deutschland erneut möglich. Ohne die Gemeinden, die sich in diesen dunklen Zeiten mit kaum mehr als einem Lichtschimmer am Horizont gründeten, wäre das nicht möglich gewesen.

Hier in München wird das besonders sichtbar: Die Einweihung der Ohel-Jakob-Synagoge am 9. November 2006 ist wahrlich ein historischer Tag gewesen.

Es ist, liebe Charlotte Knobloch, Ihr Lebenswerk. Diese Gemeinde ist ohne Charlotte Knobloch und ihre Familie nicht zu denken. Mit Unterbrechungen war ihr Vater, Fritz Neuland seligen Angedenkens, von 1951 bis 1969 Präsident der IKG München und Oberbayern. Sie selbst ist es seit 1985 – 40 Jahre. Vorher war sie bereits für die Gemeinde tätig, zwischenzeitlich auch vier Jahre Präsidentin des Zentralrats der Juden. Ich verneige mich vor diesem Dienst an unserer jüdischen Gemeinschaft hier in Bayern, aber auch in Deutschland.

Als Zentralratspräsident blicke ich vor allem auf die Zeit von 2006 bis 2010, in der Sie auch unsere Dachorganisation geführt haben.

Charlotte Knobloch wusste es vermutlich schon mit Amtsantritt. Sie wird die letzte Person sein, die den Zentralrat führt und die Shoa überlebt hat. Auch heute noch trägt sie diese Bürde des „Erlebt-und-Überlebt-Habens“ mit solcher Demut, dass die große Verantwortung für die nachfolgenden Generationen greifbar wird – aufseiten der Opfer wie der Täter.

Charlotte Knoblochs Amtszeit im Zentralrat steht unter dem Stern dieses Bewusstseinswandels, der uns nicht nur als jüdische Gemeinschaft in Deutschland, sondern als Gesellschaft insgesamt betrifft. Und sie ist damit in ihrer ganz eigenen Art umgegangen. Sie hat Deutschland wieder zu einem Begegnungsort für internationale jüdische Organisationen gemacht, die das Land lange Zeit gemieden haben. Als einer ihrer Nachfolger bin ich ihr zu Dank verpflichtet und habe

größten Respekt vor dieser Leistung. Heute stehen wir gesellschaftlich einmal mehr vor großen Herausforderungen. Die Offenheit und Radikalität des Antisemitismus in diesem Land, die wir seit dem 7. Oktober 2023 erleben, schockieren uns. Wir ringen zuweilen auch mit uns. Stellt es all dies in Frage, wofür wir, wofür unsere Eltern und die Generation davor eingetreten sind? Wir sind es nicht, die diese Frage beantworten können oder sollten. Was wir wissen ist, dass das jüdische Leben in Deutschland auf unseren Gemeinden fußt; auf den Menschen, die sich hier treffen, die sich engagieren und die ihr Judentum ausüben – in der Form, wie sie es für richtig halten. Dafür tritt auch der Zentralrat der Juden in Deutschland ein – es ist sein oberstes Ziel. Wir gehen hier nicht weg, denn wir gehören hierhin.



Dr. Josef Schuster.

Foto: Daniel Schvarcz

Zwischen Neuanfang und Notbehelf

Die Wiedergründung der Israelitischen Kultusgemeinde in München

Festrede von Prof. Dr. Philipp Lenhard, Universität München

Am 15. Juli 1945, vor achtzig Jahren, wurde die Israelitische Kultusgemeinde München wieder gegründet. Diese achtzig Jahre sind trotz aller Rückschläge insgesamt eine Erfolgsgeschichte. Ich möchte im Folgenden in aller Kürze einige Schlaglichter auf diese Geschichte werfen. Dass wir einmal diesen Jahrestag feiern würden, hätte wohl anfangs kaum jemand geglaubt. Als die amerikanischen Truppen bei Kriegsende München erreichten, fanden sie lediglich 84 Jüdinnen und Juden vor, die im Versteck hatten überleben können. Auch diejenigen, die lange Zeit durch ihre nichtjüdischen Ehepartner oder Elternteile einen prekären Schutzstatus gehabt hatten, waren kurz vor Kriegsende noch deportiert worden. Am 23. Juni, nur drei Wochen vor der Gemeindegründung, kehrten 150 ehemalige Münchner Jüdinnen und Juden mit einem Transport aus Theresienstadt in ihre Heimatstadt zurück, darunter die Schriftstellerin Gerty Spies. In den nächsten Monaten folgten weitere Rückkehrer nach und im März 1946 lebten fast 800 Personen in München, die schon vor 1933 der einst fast 10.000 Mitglieder umfassenden Kultusgemeinde angehört hatten. Von der Gemeinde, deren 1938 zerstörte Hauptsynagoge die Stadtsilhouette geschmückt hatte, war nur noch ein Bruchteil übriggeblieben.

Dennoch gab es jene, die sich umgehend dafür einsetzten, das jüdische Leben in München wieder aufzubauen. Der erste Vizepräsident Fritz Neuland, der nach schwerer Zwangsarbeit kurz vor Kriegsende bei Freunden hatte untertauchen können, machte sich nun mit voller Überzeugung daran, bei der Wiedergründung der jüdischen Gemeinde mitzuwirken. Für Neuland und andere Münchner Juden war es wichtig, trotz des tiefen Einschnitts, den der Nationalsozialismus für ihr Leben bedeutet hatte, an die Zeit vor 1933 anzuknüpfen. Der Kinderarzt Julius Spanier, der gemeinsam mit Neuland und einigen anderen die IKG gründete und ihr erster Vorsitzender wurde, betonte in einer Eingabe an die amerikanischen Behörden vom 22. August 1945, dass es sich nicht etwa um eine Neu-, sondern um eine Wiedergründung handele. „Die neu aufgezoogene Kultusgemeinde“, so heißt es da, „vertritt, wie früher, die orthodoxe Richtung“. Die liberalen und neologischen „Abspaltungen“ hätten sich, schreibt Spanier, „infolge der gemeinsamen Not und Bedrängnis nicht mehr geltend gemacht“. Das war eine erstaunliche Formulierung, denn das liberale Judentum hatte vor 1933

den Hauptstrom des Münchner Judentums gebildet. Die 1887 fertiggestellte ehemalige Hauptsynagoge in der Herzog-Max-Straße hatte eine Orgel in den Gottesdienst eingeführt, was die konservativen Gemeindemitglieder kurz darauf zur Gründung der orthodoxen Ohel-Jakob-Synagoge in der Herzog-Rudolf-Straße veranlasst hatte. Hier gab es weder eine Orgel noch ein reformiertes Gebetbuch. Im Hinblick auf den Ritus knüpfte die wiedergegründete IKG an diese Traditionen an, doch die Gemeindeführung selbst fühlte sich mehrheitlich dem liberalen deutschen Judentum der Vorkriegszeit verbunden. Allerdings müssen wir uns vor Augen führen, dass die deutschen Juden im Verhältnis zu den bis zu 120.000 osteuropäischen Jüdinnen und Juden, die zwischen 1945 und 1951 zeitweise im Großraum München lebten, nur eine Minderheit darstellten. Die jüdischen Displaced Persons aus Osteuropa bezeichneten sich selbst als *she'erit ha-plejta*, den „geretteten Rest“. Viele von ihnen waren bei Kriegsende von der SS auf sogenannten „Todesmärschen“ aus den eiligst „evakuierten“ Vernichtungslagern ins Reichsinnere getrieben worden, vor allem in den süddeutschen Raum, und dort von den Alliierten befreit worden; andere waren vor der Wehrmacht ins Innere der Sowjetunion geflohen oder wurden direkt in den Lagern befreit. Als sie nach dem Krieg in ihre Heimatorte in Polen, Litauen oder der Ukraine zurückkehrten, mussten sie feststellen, dass nun andere in ihren Häusern wohnten und die lokale Bevölkerung ihnen mit Antisemitismus entgegentrat.

Das Pogrom von Kielce 1946, bei dem über 40 Menschen ermordet und weitere 80 verletzt wurden, ist nur das bekannteste Ereignis aus dieser Zeit. Auch an anderen Orten wurden die Rückkehrer mit Gewalt und Hass konfrontiert. Erneut mussten sie fliehen. Das Ziel waren die USA oder Kanada, vor allem aber Erez Jisrael, das damals noch britische Mandatsgebiet Palästina. Da die Briten die jüdische Einwanderung nach Palästina stark beschränkten und auch die Emigration nach Nordamerika noch streng reguliert war, machten sich zehntausende Überlebende in die amerikanische und britische Besatzungszone auf, wo sie bis zur eigentlich geplanten Auswanderung Unterstützung von den Hilfsorganisationen erhielten.

Da viele dieser Organisationen in München ihren Hauptsitz hatten, zahlreiche Todesmärsche in Bayern endeten und zu-

dem das erst spät befreite KZ Dachau ganz in der Nähe war, wurde München neben Frankfurt zum wichtigsten Sammelplatz der jüdischen DP's. Fast alle von ihnen sahen den Aufenthalt in Deutschland als temporär an und wollten das Land der Täter so schnell wie möglich verlassen. Deshalb lehnten sie es anfangs strikt ab, der IKG beizutreten, und versuchten, ihre eigenen, in den Camps und um die Möhlstraße herum aufgebauten Strukturen zu bewahren, bis die Emigration diese überflüssig machen würde.

Unter den deutschen Juden wiederum gab es nicht wenige, die schon in der Weimarer Zeit kulturelle Vorbehalte gegenüber „Ostjuden“ gepflegt hatten und nun alles daransetzten, in der Gemeinde die Kontrolle zu bewahren. Für Julius Spanier beispielsweise war es anfangs vollkommen klar, dass nur jene, die schon vor 1933 Mitglied der Gemeinde gewesen waren, in die neue IKG aufgenommen werden könnten. Doch obwohl die Spannungen zwischen beiden Gruppen noch sehr lange anhielten, stellten Juden aus Osteuropa schon bald die große Mehrheit der Gemeinde, was auch Auswirkungen auf deren religiöse Ausrichtung hatte. Das Judentum, das viele Überlebende aus Osteuropa kannten, unterschied sich nicht nur stark vom liberalen deutschen Judentum, sondern auch von der Tradition der orthodoxen Münchner Vorkriegsgemeinde. Sie brachten ihre eigenen Erwartungen an einen „richtigen“ Gottesdienst mit, die oft auch von Kindheits Erinnerungen geprägt waren.

Die IKG versuchte, die osteuropäisch-orthodoxe Ausrichtung im Rahmen einer einst liberalen Institution fortzuführen. Diese Aufgabe oblag nicht zuletzt dem ersten Rabbiner Aaron Ohrenstein. Er stammte aus dem galizischen Tarnopol und war am Jüdisch-Theologischen Seminar in Breslau ausgebildet worden, hatte aber bis zur sogenannten „Polen-Aktion“ 1938 in Berlin als Rabbiner gewirkt. Nach dem Krieg trat er häufig zusammen mit seinem wichtigsten Förderer Philipp Auerbach auf, der als Bayerischer Staatskommissar für die Entschädigungs- und Wiedergutmachungsfragen der NS-Verfolgten zuständig war. Auerbach war zweifellos einer der wichtigsten jüdischen Funktionäre der Nachkriegsgeschichte und engagierte sich auch von Anfang an in der IKG. Auch auf sein Betreiben hin wurde Ohrenstein, der als Displaced Person nach München gekommen war, im November 1945 zum Oberrabbiner ernannt. Zwei Jahre später übernahm er

mit der Gründung des Landesverbandes auch den Posten des Bayerischen Landesrabbiners. Er verband den kulturellen Habitus des deutschen Judentums mit einem osteuropäischen Hintergrund und repräsentierte damit in mancher Hinsicht auch die fragile Einheit innerhalb der IKG. Dass 1947 ausgerechnet die noch in der Weimarer Zeit von osteuropäischen Juden gegründete Synagoge in der Reichenbachstraße zur Hauptsynagoge wurde, schließt gewissermaßen den Kreis: Die IKG war eine Einheitsgemeinde, die für alle Münchner Jüdinnen und Juden da sein sollte.

Einer von ihnen war Moses Lustig, der ursprünglich aus der Nähe von Krakau stammte und vor dem Zweiten Weltkrieg mehr als zehn Jahre lang als Journalist für eine polnische Zeitung gearbeitet hatte. Seine Familie war fast sämtlich in Majdanek und Auschwitz ermordet worden, er selbst hatte bis zur Befreiung im April 1945 Zwangsarbeit leisten müssen. Als er nach Kriegsende in seinen Heimatort zurückkehrte, wurde er mit dem dortigen Antisemitismus konfrontiert und floh erneut – dieses Mal in die amerikanische Besatzungszone, die als Durchgangsstation auf dem Weg nach Erez Jisrael fungieren sollte. Im August 1945 kam er in München an. Hier nahm er an der nur kurzzeitig existierenden UNRRA-Universität ein Studium der Volkswirtschaftslehre auf und beteiligte sich an verschiedenen jiddischen DP-Zeitungen. Je länger er blieb, desto mehr sah er seine Aufgabe darin, sich für die jüdische Gemeinschaft in Deutschland einzusetzen. 1951 gründete er die deutschsprachigen Münchener Jüdischen Nachrichten und gab sie bis zu seinem Tod 1976 heraus. Er tat das anfangs nicht, weil er für sich und andere osteuropäische Juden in München eine Zukunft gesehen hätte, sondern schlicht, weil die Situation es erforderte. Schließlich, so Lustig, gebe es konkrete Probleme, die gelöst werden müssten, nicht zuletzt die materiellen Nöte und die körperlichen wie seelischen Leiden derer, die geblieben waren. Lustig verstand die Zeitung, die diese Probleme offen ansprach und zugleich als Vermittlerin zwischen jüdischer Gemeinde und deutscher Öffentlichkeit fungierte, explizit als Notbehelf. „Unsere Aufgabe hier in Deutschland [ist es]“, schrieb er am 30. Dezember 1951, die sich in Deutschland noch aufhaltenden „20.000 Juden, von denen der größere Teil sich mit gepackten Koffern zur Auswanderung bereithält“, nach Israel zu bringen. „Mit dem letzten Auswanderer“, so Lustig, „werden dann alle unsere Qualen hinter uns liegen, und wir dürfen wohl mit großer Hoffnung und Zufriedenheit annehmen, dass eine neue Zukunft und eine neue Heimat für unsere

Kinder und Kindeskindesten stehen wird.“ Doch auch wenn anfangs nur sehr wenige DPs planten, sich tatsächlich langfristig ein neues Leben in Deutschland aufzubauen, blieben etwa 2.000 von ihnen in München zurück, oft aufgrund widriger Umstände. Mit der Gründung der Bundesrepublik und der Auflösung der Camps – als letztes wurde 1957 das Lager in Föhrenwald geschlossen – verließen auch die Hilfsorganisationen Deutschland und die DP-Strukturen wurden aufgelöst. Viele in zwischen sesshaft gewordene ehemalige DPs, die seit 1951 den Rechtsstatus des „heimatlosen Ausländers“ hatten, wurden Mitglieder der ursprünglich deutsch-jüdisch geprägten IKG, und diese wurde zur einzigen repräsentativen Organisation in München. Die Gemeindeführung setzte sich nun paritätisch aus je zehn deutschen und osteuropäischen Juden zusammen. Neben den deutschsprachigen Münchner Jüdischen Nachrichten gaben die Gebrüder Garfinkel von 1950 bis 1974 die jiddischsprachige Naye Yidishe Tsaytung heraus – eine Besonderheit Münchens, die die Bedeutung der jiddischen Sprache für die Geschichte der IKG zeigt. Nachdem die 1950er Jahre noch stark durch Konflikte geprägt waren, nicht zuletzt durch den Gerichtsprozess gegen den zu Unrecht wegen Unterschlagung, Veruntreuung und Erpressung angeklagten Philipp Auerbach, der sich daraufhin 1952 das Leben nahm, stabilisierte sich die Situation in den 1960er Jahren. Besonders die Bedrohung Israels vor dem Sechstagekrieg verstärkte die Einigungstendenzen und sorgte für eine gruppenübergreifende Solidarität. Am 1. Juni 1967 organisierte das sogenannte „Sonderkomitee der jüdischen Bürger Münchens“ eine Solidaritätskundgebung für Israel in der Reichenbachsynagoge, an der etwa 1.500 Personen teilnahmen – zu diesem Zeitpunkt mehr als ein Drittel der Gemeindeglieder.

Einen tiefen Einschnitt in der Nachkriegsgeschichte markierte sicherlich der Terrorismus der 1970er Jahre. Am 13. Februar 1970 wurde der bis heute nicht aufgeklärte Brandanschlag auf das jüdische Altenheim in der Reichenbachstraße verübt, dem sieben Bewohner zum Opfer fielen. Der Anschlag war ein Schock und versetzte nicht nur die Münchner Juden in Angst und Schrecken. Doch es folgten weitere Attacken. Im September 1972 verwandelten arabische Terroristen die eigentlich als besonders „fröhlich“ geplanten Olympischen Sommerspiele in einen grausamen Gewaltexzess, als sie in das Olympische Dorf eindringen, Geiseln nahmen und elf israelische Sportler töteten.

All das rief bei vielen Münchner Juden die Frage hervor, ob es vielleicht doch ein Fehler gewesen war, hiergeblieben zu sein. Auf der anderen Seite war das jüdische

Leben in München nun schon seit langem kein „Notbehelf“ mehr, sondern fest etabliert. Die in den ersten Nachkriegsjahren geborenen Kinder waren zur Zeit der Olympischen Spiele bereits erwachsen und standen im Berufsleben, auch wenn der Gemeindevorstand weiterhin von der Vorkriegsgeneration geprägt blieb. Auf Fritz Neuland, der mit einer Unterbrechung von 1962 bis 1969 Präsident gewesen war, folgte zwar kurzzeitig der 1917 in Wien geborene Maximilian Tauchner, aber schon 1970 sollte der aus München stammende Hans Lamm für fünfzehn Jahre das Amt übernehmen. Er war 1945 aus der amerikanischen Emigration zurückgekehrt und lebte seit 1955 wieder dauerhaft in Deutschland. Er sollte die Münchner Gemeinde in dieser Zeit prägen wie kaum ein zweiter. Nicht zuletzt die Verbesserung der jüdisch-christlichen Beziehungen lag ihm am Herzen. Lamm schaute nach vorne, in die Zukunft, und suchte eine verstärkte Integration der IKG in die Münchner Stadtgesellschaft.

Als Charlotte Knobloch nach seinem Tod 1985 zur neuen Präsidentin der IKG gewählt wurde, setzte sie seinen Weg fort. Nicht ahnen konnte sie damals, dass nur wenige Jahre später die Sowjetunion kollabieren und ganz neue Herausforderungen für das jüdische Leben in Deutschland heraufziehen würden: Die kleine, etwa 4.000 Mitglieder umfassende Münchner Gemeinde wurde nun mit dem Zuzug tausender sogenannter „Kontingentflüchtlinge“ aus der ehemaligen Sowjetunion konfrontiert, die oftmals aufgrund der repressiven kommunistischen Religionspolitik nur eine sehr lose Beziehung zum Judentum hatten. Sie in die Gemeinde zu integrieren, bedeutete somit, sich auch für ihre Erfahrungen zu öffnen. Mit Erfolg: Die Gemeinde verdoppelte sich binnen zehn Jahren, und 2007, als das neue Gemeindezentrum am Jakobsplatz eröffnet wurde, hatte die IKG wieder fast 10.000 Mitglieder – in etwa so viele wie 1933. Mit der neuen Hauptsynagoge kehrte die Gemeinde wieder ins Zentrum der Stadt zurück – ein sichtbares Zeichen für die Integration in die Münchner Stadtgesellschaft. Im Rückblick erweist sich damit die Wiedergründung der IKG als Voraussetzung dafür, dass Jüdinnen und Juden, aber auch das Judentum als Religion und Kultur, wieder ein selbstverständlicher Teil Münchens geworden sind. Auch die 1995 gegründete liberale Gemeinde Beth Shalom trägt zur Vielfalt jüdischen Lebens in München bei.

Die Geschichte der IKG sieht nach der Shoa zwar aus wie ein Wunder, ist aber keines: Tausende Menschen haben dieses große Glück mit viel Kraft, Engagement und Leidenschaft selbst vollbracht. Und dafür sagen wir heute: Danke!

Impressionisten für Jüdische Gemeinde

REGENSBURG. Zwanzig Bilder aus ihrer Kunstsammlung schenkt das Ehepaar Guntram und Ilse Pitzenbauer der Jüdischen Gemeinde Regensburg. „Es ist mir ein Bedürfnis, das zu machen“, sagt Guntram Pitzenbauer, kurz bevor er in der Jüdischen Gemeinde gemeinsam mit seiner Frau Ilse den Schenkungsvertrag unterzeichnet. Das Ehepaar sieht den Schritt als eine Geste gegenüber der Gemeinde. „Die Bilder gehören da hin!“

Seit 50 Jahren sammeln der ehemalige Rechtsanwalt und seine Frau Kunst. Da ist einiges zusammengekommen. Rund 270 Bilder und Skulpturen zählt ihre Sammlung inzwischen. Guntram und Ilse Pitzenbauer, beide 84 Jahre alt, haben keine Kinder und überlegen natürlich, was aus ihrer Sammlung werden soll. Dass die Bilder, die sie mit so viel Herzblut erworben haben, nach ihrem Tod verkauft werden und dann in alle Winde verstreut sind, wäre ihnen ein Graus. Unter den Künstlern, die das Ehepaar gesammelt hat, sind viele regionale Größen, aber auch Werke international renommierter Maler und Bildhauer, darunter eben 20 Bilder von fünf jüdischen Künstlern, überwiegend Impressionisten. Die Bilder stehen unweigerlich für die Shoa und die Verfolgung von Juden, betont Kunst-Experte Stefan Reichmann, der die Schenkung vermittelt hat. „Die durchwegs qualitativollen künstlerischen Arbeiten sind leuchtende Dokumente des frühen 20. Jahrhunderts und dienen meiner Meinung nach dem kulturellen Selbstverständnis unserer jüdischen Mitbürger.“ Stefan Reichmann, hauptamtlich Kunstlehrer an der Berufsschule Regensburg, ist mit der Familie Pitzenbauer befreundet und der jüdischen Gemeinde verbunden. Allein fünf Lithographien stammen von Marc Chagall, der 1941 in die USA

emigriert ist, sicher der größte Name, der hier vertreten ist. Da sind neben einem Bild von Lesser Ury und vier Werken von Walter Bondy auch neun Aquarelle und Pastelle des österreichisch-französischen Malers Willy Eisenschitz, der in Frankreich die Shoa überlebt hat, dessen Sohn David aber im KZ Neuengamme gestorben ist. Ein Bild stammt von Mossey Kogan, der aus Paris deportiert und 1943 in Auschwitz ermordet wurde. Alle Bilder sind „fantastisch gerahmt und in einem hervorragenden Zustand“ attestiert Reichmann dem Sammlerehepaar. Den finanziellen Wert der Bilder schätzt er gut auf einen sechststelligen Betrag, aber vor allem sind es künstlerisch hochwertige Arbeiten, betont Reichmann. Nach ihrem Tod bekommt die jüdische Gemeinde die Bilder auf jeden Fall, aber vielleicht auch schon vorher, sagen Guntram und Ilse Pitzenbauer nach der Vertragsunterzeich-

nung. Brauchen könnte sie die Gemeinde. Hier im Besprechungsraum der Jüdischen Gemeinde hängt ein großes Bild des Regensburger Malers Oleg Kuzenko, das den „Auszug aus Ägypten“ thematisiert. Oleg Kuzenko, der aus der Ukraine stammt und seit vielen Jahren in Regensburg lebt, hat die Schenkung im Vorfeld für die Gemeinde gesichtet. Er geht davon aus, dass alle Bilder hier ein neues Zuhause finden können. An Platz mangelt es nicht. Viele Wände in dem Neubau, der 2019 eingeweiht wurde, sind noch leer.

Ilse Danziger, die Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde, freut sich sehr über die Schenkung. Gerade in einer Zeit, in der Antisemitismus zunimmt und viel gegen Israel und Juden gehetzt wird, sei es ein gutes Zeichen, wie sie auch in einem Beitrag für die Sendung „Schalom“ des Deutschlandfunks betonte. „Die stehen zu uns!“

Thomas Muggenthaler



Von links: Stefan Reichmann, das Ehepaar Pitzenbauer, die Vorsitzende der Regensburger Gemeinde Ilse Danziger und Dorina Kuzenko.
Foto: Thomas Muggenthaler

Spaenle in Salzburg

Vertreter aus Politik und Wirtschaft fordern entschiedenes Engagement gegen Antisemitismus – Claudia Gugger-Bessinger mit „Passauer Runde“ für Einsatz zugunsten lebendiger Demokratie

MÜNCHEN. Als Appell gegen Judenhass und Antisemitismus gestaltete Claudia Gugger-Bessinger, die Initiatorin der „Passauer Runde“, ein Treffen von hochkarätigen Vertretern aus Politik und Wirtschaft, Kunst und Kultur in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Es fand angesichts der Salzburger Festspiele Anfang August im Rahmen des Festspielcocktails im Hangar 7 in Salzburg statt. Unter den Gästen befanden sich auch Bayerns Staatsministerin Michaela Kaniber und der bayerische

Antisemitismusbeauftragte Dr. Ludwig Spaenle, Festspielintendant Markus Hinterhäuser, die Salzburger Landtagspräsidentin Dr. Brigitta Pallauf und Salzburgs Landeshauptfrau Mag. Karoline Edtstadler. Die Gastgeberin kritisierte den „stark aufkommenden Antisemitismus in allen Bereichen der Gesellschaft“. Claudia Gugger-Bessinger betonte: „Judenhass gibt es in der Kultur genauso wie in der Wirtschaft, an den Universitäten wie auch in staatlichen Behörden.“ Er werde von rechts-

und linksextremen Kräften befeuert. Seiner Ausbreitung diene das mangelnde Wissen über das ohnehin wenig sichtbare jüdische Leben. Gerade die Verantwortungsträger in Staat und Gesellschaft seien gefordert, dieser Gefahr für die Demokratie entgegenzutreten. Dabei machte die Initiatorin der Passauer Runde Claudia Gugger-Bessinger bewusst: „Von den Bürgern werden im Kampf gegen Antisemitismus keine Heldentaten erwartet. Wir müssen wahrlich keine

Großtaten vollbringen. Es zählt das Kleine eines jeden Einzelnen von uns, für das große Ganze, und das ist die Verantwortung.“

Mit diesem Gedanken knüpfte sie an die Handlungsoption der „Kultur des Hinschauens“ von Ludwig Spaenle an. Für ihn ist es zentral, dass Bürger im Alltag, im Beruf und im Privatleben, auf versteckte und offene Formen der Ausgrenzung und Herabwürdigung von Juden genau schauen und dagegen ihre Stimme erheben. Bei Straftaten allerdings rät er dazu, die Polizei und die Strafverfolgungsbehörden zu informieren und sich selbst nicht in Gefahr zu begeben. Mit Blick auf eine langfristige Verbesserung der Situation setzt Dr. Spaenle auf „Bildung“. Durch Wissen, Information und Reflexion lasse sich langfristig Judenhass abbauen und überwinden. Kurzfristig seien allerdings häufig Polizei und Staatsanwaltschaft gefragt sowie Gerichte, die antisemitische Motive bei Straftaten erkennen und entsprechend Entscheidungen fällen.

Die Passauer Runde wurde von der niederbayerischen Maschinenbau-Unternehmerin Claudia Gugger-Bessinger vor über 20 Jahren privat ins Leben gerufen. Bei der Passauer Runde mit Vertretern aus Politik



Passauer Runde in Salzburg, von links: Festspielintendant Markus Hinterhäuser, Landtagspräsidentin Brigitta Pallauf, Claudia Gugger-Bessinger, Staatsministerin Michaela Kaniber und Ludwig Spaenle.

Foto: Franz Neumayr

und Wirtschaft, die sich als Thinktank für Demokratie versteht, wurden seit der Gründung mehr als 400 Tausend Euro an Spenden generiert. Die Spenden werden ohne jeden Abzug an Verwaltungskosten an soziale Projekte in Bayern und Österreich weitergeleitet. Der Erlös der Passauer Runde 2025 kommt dem Projekt Wings for Life zur Bekämpfung von Querschnittslähmung zugute.

Die österreichische Landeshauptfrau Karoline Edtstadler erklärte zur Verwendung der Geldspenden 2025: „Dass die Passauer Runde in diesem Jahr die Stiftung Wings for Life unterstützt, zeigt wie kraftvoll soziales Engagement wirken kann. Dass Hilfe aus einer kulturellen Begegnung heraus direkt den Menschen zugutekommt, macht dieses Engagement so besonders.“ or

Antisemitismus als roter Faden

WÜRZBURG. Der Antisemitismus zieht sich wie ein „roter Faden“ durch die Geschichte des jüdischen Lebens. Das ist die Kernaussage der neuen Dauerausstellung im Würzburger Johanna-Stahl-Zentrum, die im Mai mit einem feierlichen Festakt eröffnet wurde.

Die Aktualität dieses Themas mache nicht zuletzt der rasante Anstieg politisch motivierter Straftaten deutlich, so der Präsident des Zentralrats und Vorsitzender der Israelitischen Kultusgemeinde Würzburg, Dr. Josef Schuster, in seinem Grußwort. Laut einer wenige Tage zuvor veröffentlichten Statistik gebe es dabei in allen Bereichen Zuwächse – sowohl beim Antisemitismus als auch bei der Fremdenfeindlichkeit. Schuster sah in diesem Zusammenhang eine „sehr ungute Allianz“ an den linken und rechten politischen Rändern: „Beim Antisemitismus stoßen alle ins gleiche Horn!“

Das „schleichende Gift des Antisemitismus“ sei mittlerweile in der Mitte der Gesellschaft angekommen, so Schuster weiter, und zwar nicht nur in der Bundesrepublik, sondern als weltweites Phänomen, wie ganz aktuell das Attentat auf die beiden Botschaftsmitarbeiter belege, das sich wenige Stunden zuvor in der US-Hauptstadt Washington ereignet hatte. Umso wichtiger seien Präsentationen wie

die neue Dauerausstellung, betonte Bezirkstagspräsident Stefan Funk. Schon wieder würden in deutschen Städten antisemitische Parolen gegrölt und Hass-Reden gehalten. „Abgründe tun sich auf“, sagte Funk mit Blick auf rechtsradikale Umtriebe. Und mit jedem Schritt weiter drohe der Absturz in die Unmenschlichkeit. Die neue Dauerausstellung führe den Besuchern vor Augen, wozu Menschen fähig sind.

Oft genug tarne sich der heutige Antisemitismus als Kritik am Staat Israel, sagte Funk. Dies zeige sich gerade seit dem Überfall der radikal-islamischen Hamas-Terroristen auf Israel mit mehr als 1.200 toten unschuldigen Menschen am 7. Oktober 2023. „Wir sind gewarnt: Wir wissen, was vor uns war, und wir wissen, wo wir nie wieder hinwollen!“ Es komme darauf an, eine klare Position zu beziehen, wenn der Antisemitismus seine hässliche Fratze zeige.

Bürgermeisterin Judith Roth-Jörg lobte das Gemeindezentrum Shalom Europa mit dem Johanna-Stahl-Zentrum, das die Stadt Würzburg und der Bezirk Unterfranken gemeinsam tragen, als „Symbol der Wiederbelebung jüdischen Lebens nach der Shoa.“ Dennoch sei kein Ende des Antisemitismus in Sicht. „Dieser Realität müssen wir uns stellen!“, sagte sie. Das Johanna-Stahl-Zentrum sei ein Ort

des Lernens, der Forschung, der Begegnung und des Dialogs. Gerade bei der Jugendarbeit komme es darauf an, den Antisemitismus möglichst schon im Keim zu ersticken. Sie hoffe, dass die neue Dauerausstellung zu einem Klima des Respekts und der Toleranz beitrage.

Jüdisches Leben sei sowohl geprägt von Phasen der Verfolgung und Vertreibung als auch von Zeiten des Fortschritts und des friedlichen Miteinanders, sagte Dr. Riccardo Altieri, der Leiter des Johanna-Stahl-Zentrums, in seiner Einführung in die Ausstellung. Aber die jüngsten antisemitischen Übergriffe, insbesondere im Gefolge des Hamas-Überfalls am 7. Oktober 2023 haben eine neue Betrachtungsweise ausgelöst, wie die jüdische Geschichte in Unterfranken darzustellen sei. „Wir müssen uns fragen, was wir falsch gemacht haben, wenn Antisemitismus trotz unserer Aufklärungsarbeit wieder hoffähig wird“, so Altieri. Daher müsse man dieses unangenehme Thema wieder in den Mittelpunkt stellen.

Zwar habe es einen israelbezogenen Antisemitismus auch schon vor dem von Hamas-Terroristen angerichteten Blutbad gegeben, aber mit einem Mal trügen große Teile der Welt einen vergessenen geglaubten Antisemitismus zur Schau, der extremer nicht hätte sein können, so



Eröffneten die neue Dauerausstellung (v. li.): Dr. Riccardo Altieri, Leiter des JSZ, Dr. Josef Schuster, Zentralratspräsident und Vorsitzender der IKG Würzburg, Bürgermeisterin Judith Roth-Jörg und der unterfränkische Bezirkstagspräsident Stefan Funk. Foto: Markus Mauritz

Altieri. Dies sei der Grund, die Dauerausstellung entlang dieses roten Fadens auszurichten.

Besucher könnten sich der Präsentation im „Schmetterlingsprinzip“ nähern, soll heißen: sich beliebige Exponate näher ansehen, oder aber systematisch dem Weg durch die Ausstellung folgen. Zudem stünden Medienstationen bereit, um weitere Infos zu erhalten. Zu der Ausstellung sei darüber hinaus ein umfangreiches Begleitheft erschienen. Und schließlich könnten bei Interesse auch Führungen gebucht werden, „um den roten Faden aufzu-

nehmen und die Zusammenhänge aufzuschlüsseln“. Dabei dachte Altieri insbesondere an Schulklassen und deren Lehrer.

Die Schau zeige eine Fülle von Fotos, Dokumenten und anderen Objekten, die von Menschen erzählen, die in Unterfranken gelebt und ihren Anteil an der unterfränkischen Geschichte gehabt hätten. So zum Beispiel ein vom jahrelangen Gebrauch zerkratzter Zinnteller. Nachdem dessen Provenienz lange Zeit rätselhaft blieb, konnte schließlich dessen ins ausgehende 18. Jahrhundert zurückgehende Geschichte geklärt werden. Er dürfte wohl

ursprünglich aus Westpreußen stammen und wurde immer wieder weiter verschenkt und vererbt und kam schließlich ins Eigentum eines Würzburger Gymnasiallehrers und dann als Schenkung ins Johanna-Stahl-Zentrum. Eine aufregende Odyssee hat auch ein silbernes Besteck hinter sich, das die kleine Tochter einer jüdischen Familie im Gepäck hatte, der sich 1939 noch rechtzeitig die Chance bot, mit einem Kindertransport nach Großbritannien zu gelangen.

Ein erschütterndes Schicksal lässt sich aus den Briefen eines Theodor Stern herauslesen, die ebenfalls in der Dauerausstellung gezeigt werden. Der Bad Neustädter war seit einer Kriegsverletzung aus dem Ersten Weltkrieg querschnittsgelähmt und hatte als Behinderter keine Chance zu emigrieren. Er musste in Nazi-Deutschland zurückbleiben. Seine Briefe und Postkarten seien „durchzogen von Angst und Panik“, wie Altieri sagte. Schließlich wurde der einstige Frontsoldat ins Konzentrationslager Theresienstadt deportiert und dort ermordet.

Diese Alltagsgegenstände seien auf den ersten Blick harmlos. Aber man müsse sie vor dem Hintergrund der damals heraufdämmernden Katastrophe sehen. Das mache diese Exponate zu erschütternden Zeugnissen der Shoa.

Musikalisch umrahmt wurde die Veranstaltung von Rachel Bloch (Querflöte) und Waka Yamada (Piano), beides Studentinnen der Würzburger Hochschule für Musik.

Markus Mauritz

Besuch aus den USA

WÜRZBURG. 80 Jahre nach der Flucht: Familie Katzmann besucht ihre alte Heimatstadt.

In ganz Würzburg wüteten während des Novemberpogroms 1938 die Nazis, zerstörten jüdische Geschäfte, schändeten die Synagoge, misshandelten jüdische Mitbürger. Als die Nazi-Schergen schließlich sein Wohnhaus stürmten, kam Alfred Katzmann dabei unter ungeklärten Umständen ums Leben. Seine Witwe setzte ab da alles daran, auszureisen, konnte aber erst 1941 mit Sohn Hanns (John), der 1929 in Würzburg geboren worden war, in die USA emigrieren.

Im Sommer sind seine Nachfahren zu einem kurzen Besuch in seine Heimatstadt Würzburg zurückgekehrt, um die alte Heimat ihrer Vorfahren kennenzulernen. Bei einem Empfang im Wenzelsaal im Würzburger Rathaus trugen sich Gary und Martin Katzmann sowie Susan Katzmann-Horner in das Goldene Buch der Stadt Würzburg ein. „Wir heißen Sie herzlich willkommen in einer Stadt, die seit der Zeit des Nationalsozialismus, der Aus-

grenzung und des Hasses einen langen Weg hinter sich hat“, sagte Oberbürgermeister Martin Heilig: „Würzburg ist jetzt geprägt von Versöhnung, Frieden, Freiheit und dem Glauben an eine bessere Zukunft.“ Würzburg stehe für eine offene, plurale Gesellschaft und für eine Stadt,

die sich dafür einsetze, dass sich die Schrecken des Nationalsozialismus nie wiederholen. Gary Katzmann bedankte sich im Namen der Familie für die große Wertschätzung, die ihnen entgegengebracht wurde, aber auch für den Einsatz für die Menschenwürde.



Gary Katzmann trägt sich in das Goldene Buch der Stadt Würzburg ein, begleitet von Oberbürgermeister Martin Heilig. Foto: Christian Weiß



Die Gewinner des BCJ-Studienpreises.

Foto: BCJ.Bayern/Lars Helwich

BCJ-Preis

NÜRNBERG. Zum fünften Mal hat der Verein zur Förderung des christlich-jüdischen Gesprächs in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern (BCJ.Bayern) seinen Studienpreis für wissenschaftliche Arbeiten aus dem Bereich des christlich-jüdischen Dialogs verliehen. Die Verleihung fand im Juli in Nürnberg statt. Pfr. Dr. Johannes Wachowski (1. Vorsitzender von BCJ.Bayern) und StRin Dr. Franziska Grieser-Birmeyer (Koordinatorin des BCJ.Bayern-Studienpreises) hießen alle, die vor Ort und digital mitfeierten, herzlich willkommen.

Im Vorfeld waren 13 Projekte bzw. Arbeiten aus Bayern zu ganz unterschiedlichen Fragestellungen des christlich-jüdischen Gesprächs eingereicht worden. In diesem Jahr wurden insgesamt neun Projekte ausgezeichnet. Alle Preisträger stellten ihre Ergebnisse zunächst persönlich vor, wurden dann von einem Laudator gewürdigt und bekamen anschließend eine Urkunde, ein Buchgeschenk sowie ein Preisgeld.

Ein Sonderpreis wurde dem Projekt „Digitale Stadtführung – Dem jüdischen Leben in Augsburg auf der Spur“ verliehen. Der 2. Preis in der Kategorie Schule ging an das P-Seminar „Auf Anne Franks Spuren – Organisation und Durchführung zur Erinnerung“, Gymnasium Fränkische Schweiz Ebermannstadt. Den 1. Platz belegte das P-Seminar „Jüdisch to go – Stationen auf einem interaktiven Weg der Erinnerung“, Gymnasium Leopoldinum Passau. Extra aus Kanada angereist war Gina Roitman, eine der Zeitzeuginnen, die die Schüler im Rahmen des Seminars interviewt hatten. Eine zweite Zeitzeugin, Miriam Meisels Griver, schaltete sich aus Jerusalem zu und richtete einige Worte an die Passauer Preisträger. Weitere Preise erhielten Naemi Allgaier, Absolventin des Apian-Gymnasiums In-

golstadt, Emma Schertlin vom Melanchthon-Gymnasiums Nürnberg und Miriam Herch, eine Absolventin des Riemenschneider-Gymnasiums Würzburg. Die Patenschaft dieser Preisträgerin hatte die Israelitische Kultusgemeinde Nürnberg übernommen, die bei der Preisverleihung von Jo-Achim Hamburger und Rabbiner Steven Langnas vertreten wurde.

Das Ensemble KlezKlavinet, Franka Böhm (Klarinette) und Hannah Lichtinger (Klavier), gestaltete die Preisverleihung musikalisch. Für die Durchführung der diesjährigen Preisverleihung hatte BCJ.Bayern eine finanzielle Unterstützung durch die Manfred-Roth-Stiftung Fürth erhalten. Der BCJ.Bayern-Studienpreis und seine Verleihung wird seit 2017 von StRin Dr. Franziska Grieser-Birmeyer koordiniert.

bere

Riccardo Altieri verlässt JSZ

WÜRZBURG. Am 31. Oktober verlässt Dr. Riccardo Altieri auf eigenen Wunsch das Würzburger Johanna-Stahl-Zentrum. Er wird ab 1. November der neue Heimatpfleger des Bezirks Unterfranken. Der promovierte Historiker leitete seit 2022 das renommierte Institut für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken. Nach seinem Studium der Geschichte und Germanistik in Würzburg und seiner Promotion an der Uni Potsdam, machte er sich einen Namen als Autor von Biografien – darunter Persönlichkeiten wie Kurt Eisner und Philipp von Lerchenfeld. Ein weiterer Schwerpunkt seiner Forschungsarbeit liegt auf der jüdischen Geschichte Bayerns.

Im Johanna-Stahl-Zentrum arbeitete der 38-Jährige bereits seit 2016 als wissenschaftlicher Volontär und zwischen 2018 und 2022 als wissenschaftlicher Mitar-

beiter. Er ist Mitglied im Arbeitskreis Stolpersteine in Würzburg sowie in der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit.

Markus Mauritz



Riccardo Altieri.

Foto: Markus Mauritz

Mazal Tov

WÜRZBURG. In unserem Heft vom 7. Dezember 2023 hatten wir zum ersten Mal eine russische Übersetzung von ihr. Seitdem übersetzt sie für uns regelmäßig den Rabbiner-Beitrag. Im letzten Frühjahr feierte Alexandra Golosovskaia ihren 75. Geburtstag, und die Redaktion gratulierte nachträglich mit einem herzlichen Dank für die hervorragende Zusammenarbeit.

Auch ihre Würzburger Gemeinde schreibt zum Geburtstag: „Mit Ihrer Wärme, Ihrer Verlässlichkeit und Ihrem langjährigen Engagement sind Sie eine tragende Säule unserer Gemeinde. Seit mehr als drei Jahrzehnten bereichern Sie mit Ihrer Hingabe das Gemeindebüro – stets hilfsbereit, zugewandt und mit offenem Ohr für alle. Dafür sind wir Ihnen zutiefst dankbar. Als geschätzte Kollegin sind Sie für viele ein Vorbild.“

Die Redaktion



Alexandra Golosovskaia

AMBERG

Unsere Gemeinde blickt auf ein ereignisreiches erstes Halbjahr zurück. Zahlreiche Veranstaltungen, religiöse Feiern und Begegnungen prägten das Gemeindeleben und stärkten den Zusammenhalt aller Generationen. Ein fester Bestandteil des Gemeindelebens ist der monatliche Schabbat, zu dem Mitglieder zusammenkommen, um den jüdischen Ruhetag gemeinsam zu begehen. Auch die Senioren treffen sich regelmäßig zu gemeinsamen Nachmittagen, bei denen der soziale und religiöse Austausch im Vordergrund steht. Besonders erfreulich war der Besuch des Integrationsbeauftragten Karl Straub MdL, der sich ein Bild von der Arbeit der Gemeinde machte und das Gespräch mit Mitgliedern suchte. Im Mai kam der Rotary Club zu uns. Es gab eine Synagogenführung von Rabbiner Elias Dray und anschließend ein israelisches Abendessen mit interessanten Gesprächen.

Ein zentrales Projekt war die Durchführung einer Workshop-Reihe zur Antisemitismus-Prävention. Besonders hervorzuheben ist der Workshop „Jüdisch-Islamischer Dialog“, der dem interreligiösen Austausch gewidmet war. Dabei wurde ein respektvoller und offener Dialog zwischen den Religionen gefördert – ein wichtiger Beitrag für gegenseitiges Verständnis und Toleranz. Diese Veranstaltungen tragen dazu bei, Vorurteile abzubauen und das gegenseitige Verständnis zu fördern.

Zu Pessach wurden in der Gemeinde traditionell Matzen und Wein verteilt, begleitet von einer festlichen Feier im Kreise der Mitglieder. Die Atmosphäre war sehr familiär.

Auch die jährliche Fahrt nach Dachau mit Besuch der KZ-Gedenkstätte stand wie-

der auf dem Programm. Im Anschluss an die Gedenkstunde gab es für die Teilnehmer Freizeit zur gemeinsamen Reflexion und Erholung. Ein weiterer Höhepunkt war das Lag-baOmer-Fest, das gemeinsam mit den Senioren begangen wurde. Bei dem gemeinsamen Grillen kam erneut das generationenübergreifende Miteinander zum Tragen.

Ein besonders beliebtes Ereignis war das gemeinsame Grillen für Jung und Alt in der Gemeinde. Bei gutem Wetter, leckerem Essen und fröhlicher Stimmung kamen Mitglieder aller Generationen zusammen. Gespräche, Lachen und eine entspannte Atmosphäre trugen zu einem rundum gelungenen Nachmittag bei. Ein besonderes Dankeschön gilt Frau Aleschko, die mit großer Hingabe Hausbesuche durchführt und Tafellieferungen organisiert. Ihre Arbeit ist für viele Menschen von unschätzbarem Wert und zeigt die tiefe Solidarität innerhalb unserer Gemeinde.

AUGSBURG

Jom Haazmout

Am Unabhängigkeitstag Israels fand im Festsaal der Gemeinde ein Treffen mit zwei Soldaten der israelischen Armee statt. Beide wurden von Stanislaw Skibinski von der Jewish Agency vorgestellt. Einer der Soldaten, Andrej, ist in Israel geboren – seine Vorfahren stammen aus dem Baltikum. Daher sprach er mit uns auf Englisch, unterstützt durch einen Dolmetscher. Der andere, Jewgenij, ist ehemaliger Bewohner Tadschikistans und lebt erst seit etwas mehr als zwei Jahren in Israel. Er ist noch sehr jung. Andrej berichtete, wie der Norden Israels, wo er lebt, durch die Angriffe der Hisbollah aus dem Libanon verwüstet wurde. Seine

Familie musste, wie viele andere, ihr Zuhause verlassen und für längere Zeit in die Landesmitte evakuiert werden. Jewgenij sprach ausgezeichnet Russisch. Er erzählte von den Schwierigkeiten, die er nach seiner Ankunft in Israel bewältigen musste, und von seinen Integrationserfolgen. Wie wir verstanden, ist er mit seinem Leben in dem neuen Land zufrieden, hat sich mit seinen „Kollegen“ angefreundet und fühlt sich in der Armee wie in einer Familie. Nach dem Krieg hofft er, weiter studieren zu können, vielleicht sogar eine militärische Laufbahn einzuschlagen. Natürlich wurden den jungen Männern verschiedene Fragen gestellt. Eine davon war: „Kann Israel bestehen, wenn es an praktisch sieben Fronten kämpft, im Inneren gespalten ist und die Bevölkerung vieler Länder die Palästinenser unterstützt?“ Die Antwort der beiden war ein klares „Ja“.

Stanislaw Skibinski dankte unserer Gemeinde für die Unterstützung Israels und die Spenden an das kriegführende Land. Viele zeigten ihr Mitgefühl, die Frauen organisierten eine Spendensammlung für die Gäste und Rimma Batschitschewa trug ihre Gedichte „Stimme für Israel“ und „Requiem“ vor. Gemeindepräsident Maso dankte den Gästen für ihren Besuch. Die Menschen kamen auf die Soldaten zu und drückten ihre Anteilnahme aus. Die Gemeindeleitung überreichte den Gästen Geschenke. Die Atmosphäre war außerordentlich herzlich und berührend. Wir wissen, dass die Stimmung in der Welt so ist, dass ein großer Teil der Menschen gegen Israel eingestellt ist. Doch als wir unsere Gäste sahen und ihre Zuversicht spürten, wurde uns klar: Nichts wird das Land daran hindern, wieder stark zu werden – militärisch, wirtschaftlich und kulturell. Am Israel Chai! – Israel wird leben!

V. Shaykhit



Im Mai kam der Rotary Club in die Gemeinde.



Workshop „Jüdisch-Islamischer Dialog“ in der Gemeinde Amberg.



US-Armeekaplan Abraham J. Klausner 1946.

Gemeindearchiv

In unserem Gemeindearchiv haben sich Registrierungslisten der befreiten KZ-Häftlinge erhalten. Der US-Armeekaplan Abraham J. Klausner hinterließ der Nachwelt mehrere Bände von SHARIT HA-PLATAH BAVARIA. Die Überlebenden wurden Sche'erit Haplejšta – der gerettete Rest – genannt. Rabbi Klausner spielte eine Schlüsselrolle bei der Unterstützung der Überlebenden im Nachkriegsbayern. Er wurde vom Joint für die Arbeit in den DP-Lagern Dachau und Feldafing eingesetzt. Die seltenen Dokumente enthalten Listen von Überlebenden aus 36 bayerischen Lagern mit etwa 13.000 Namen. Klausner half auch, die Moral der Überlebenden zu stärken, indem er mit den US-Militärbehörden zusammenarbeitete, um die Lebensbedingungen in den Lagern zu verbessern. Seine Namenslisten waren auch wichtig für die Familienzusammenführung. Der Militärrabbiner spielte eine entscheidende Rolle bei der Hilfe für religiöse Juden. So bestätigte Rabbi Klausner die Smicha (Rabbinerordination) orthodoxer Rabbiner aus Osteuropa und ermöglichte damit die Gründung des ersten Rabbinats



Sharit ha-Platah im Gemeindearchiv.

unter dem Zentralkomitee der befreiten Juden in Bayern. 1946 initiierte er die Herausgabe einer Pessach-Haggada. 1947 schlug er gemeinsam mit Rabbi Philip S. Bernstein die Herausgabe einer Talmud-Ausgabe für die Überlebenden vor. Rabbi Bernstein war von Mai 1946 bis August 1947 Berater für jüdische Angelegenheiten beim US-Militärkommando. In seinem Tagebuch notierte er: „Seit der Befreiung gab es in Frankfurt, einst eine große jüdische Gemeinde, keinen einzigen jüdischen Jungen mehr, der das Bar-Mizwa-Alter erreicht hatte.“

V. Shaykhit, Gemeindearchiv

Workshop Mesusa und Tefillin

Rabbiner Shaul Nekrich, der diesen Workshop leitete, stellte uns den israelischen Rabbiner Shimon Bruch vor, der seine Anerkennung dafür zum Ausdruck brachte, dass es in Augsburg ein aktives jüdisches Leben gibt. Dann begann Rabbiner Nekrich mit der Demonstration von Pergamentstücken, die von Sofrim (Schreibern religiöser Texte) für das Schreiben von Texten in Mesusot, Tefillin und in Tora-



Der Rabbiner in Augsburg.

rollen verwendet werden. Er sprach über die Kunst des Buchstabenschreibens. Der kleinste Fehler in einem Buchstaben führt dazu, dass die Tora nicht koscher ist und daher verworfen werden muss. Bei über dreihunderttausend Buchstaben in einer Torarolle kann man sich vorstellen, welche akribische Arbeit dies ist. Als Sofer unternimmt Rabbiner Nekrich Reisen in der ganzen Welt, um Torarollen zu überprüfen und zu restaurieren. Besonders interessant war Nekrichs Erläuterung zum Zahlenwert jedes hebräischen Buchstabens und zur Kombination bestimmter Bildelemente einzelner Buchstaben, die eine besondere Bedeutung ergeben. Der Rabbiner nahm sich auch Zeit, um interessante Fakten über das Fest der Toragebung, Schawuot, zu vermitteln. Gleichzeitig ist Schawuot nach Nekrichs Auffassung weniger ein eigenständiges Fest als vielmehr eine Fortsetzung von Pessach, denn die 49 Tage nach Pessach dienen der Vorbereitung der Juden auf den Empfang der Tora. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass wir bei diesem Treffen mit Rabbiner Nekrich viel Neues und Interessantes erfahren haben und uns bereits auf seinen nächsten Besuch freuen.



Augsburg: Gemeindepräsident A. Maso mit den israelischen Soldaten.

BAMBERG

Konzert: Chanson & Jazz

Das Kulturreferat der Israelitischen Kultusgemeinde Bamberg präsentierte am 25. Mai ein außergewöhnliches Konzert mit dem Titel „Chanson & Jazz“. Diese Veranstaltung in unserem Gemeindesaal wurde durch die freundliche Unterstützung des Künstlerpools des Zentralrats ermöglicht. Sie unterstreicht die lebendige Kulturarbeit der Gemeinde und die Bedeutung der Förderung jüdischer Künstler und kultureller Projekte. Das Trio CHANSON & JAZZ begeisterte das Publikum mit einem gefühlvollen Mix aus Chanson, Klezmer und Jazz. Die Mu-

siker Vladimir Bogdanovic (Gesang und Bass), Eugen Savostin (Gitarre und Gesang) und Gary Lazovschii (Schlagzeug), zeigten eine beeindruckende musikalische Bandbreite. Ihr Repertoire umfasste nicht nur klassische Stücke, sondern auch Lieder, die mit einem Augenzwinkern die Zuhörer in vergangene Zeiten entführten. Die Darbietung war geprägt von einer tiefen Emotionalität und einer mitreißenden Energie, die das Publikum von Anfang an fesselte.

Das Konzert war sehr gut besucht, und die positive Resonanz des Publikums war deutlich spürbar. Die Leiterin des Kulturreferats, Frau Gorkurova, zeigte sich äußerst begeistert von der Veranstaltung. Die Interaktion zwischen den Künstlern und dem Publikum trug maßgeblich zum Erfolg des Abends bei und machte ihn zu einem unvergesslichen Erlebnis für alle Anwesenden.

Das Konzert ist ein gutes Beispiel für die fruchtbare Zusammenarbeit zwischen der Gemeinde und dem Zentralrat. Solche Veranstaltungen sind von immenser Bedeutung für die Förderung jüdischen Lebens. Das Konzert war nicht nur ein musikalischer Genuss, sondern auch ein wichtiger Beitrag zur kulturellen Vielfalt in Bamberg.

Konzert: Mame-Loschn

Eine einzigartige Gelegenheit, in die Welt der Klezmer-Musik und der jiddischen Lieder einzutauchen, bot das Quartett Mame-Loschn im Juli in unserem Gemeindesaal. Das 2009 gegründete Quartett, bestehend aus Leonid Khenkin (Klarinette), Mykhaylo Vinnitskyy (Knopfakkordeon, Gesang), Svetlana Khenkina (Bassklarinette) und Ilya Khenkin (Posaune), ist spezialisiert auf Klezmer-Musik und jiddische Lieder. Sie präsentierten traditionelle aschkenasische Musik des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, begleitet von Erzählungen aus der jüdischen Mystik und Kultur. Ihre Darbietung war authentisch, leidenschaftlich und humorvoll, was das Publikum, darunter auch Gäste aus der Bamberger Bevölkerung, von Anfang an in ihren Bann zog. Ein beson-



Quartett Mame-Loschn.

deres Highlight war der spontane Tanz des 94-jährigen Mitglieds Grigorij Freidin vor der Bühne, der die mitreißende Stimmung und die Freude eindrucksvoll unterstrich. Die Kombination aus seelenvoller Musik und humorvollen Erzählungen schuf eine einzigartige und unvergessliche Atmosphäre. Das Konzert wurde vom Zentralrat gesponsert.

Schachturnier

Schon zum 9. Mal hatten die Israelitische Kultusgemeinde und der SC 1868 Bamberg gemeinsam zum deutsch-jüdischen Blitzschachturnier eingeladen. Dieses ist seit drei Jahren dem Gedenken an den hochverdienten Moses Höflein, Rechtsanwalt, Justizrat und langjähriger Vorsitzender des Schachvereins gewidmet, der 1940 im letzten Moment vor dem KZ fliehen konnte. Der Schirmherr des Turniers, Schachgroßmeister Dr. Helmut Pfleger, würdigte ihn und auch Willy Lessing, den Namensgeber der Straße, an der heute die IKG liegt, und der schon 1938 von Nazis zu Tode geprügelt wurde. Dr. Pfleger erinnerte auch an die herausragende Rolle, die Juden schon immer im Weltaisch gespielt haben und dass somit ein Schachturnier sich bestens zur Erinnerung und Pflege der Gemeinsamkeit eignet.

Obwohl die Teilnehmer aus Regensburg und München wegen Sperrung der Bahnstrecke Nürnberg – Bamberg nicht anreisen konnten, nahmen 24 Spieler den Wettkampf auf und lieferten unter der souveränen Leitung von Schiedsrichter Claus Kuhle mann spannende Partien. Durch seinen Sieg im Endspiel der letzten Runde konnte der Jugendliche Yaroslav Demchenko seinen bis dahin führenden Vereinskameraden vom SC Bamberg, Ralf Mittag, auf den 2. Platz verweisen, vor den Zwillingbrüdern Wladislav und Stanislav Berlizov aus Beilngries. David Andrei Valean aus Schweinfurt bekam den Ratingpreis, Suyash Gavade den Jugendpreis. Yannick Wingerter konnte den Preis für Nicht-Vereinsspieler mit nach Hause nehmen und Prof. Peter Krauseneck gewann einmal mehr den Seniorenpreis.

Liberaler Gemeinde Bamberg

Pessach

Rechtzeitig vor Pessach konnte dank einer umfangreichen Sammelbestellung wieder sichergestellt werden, dass alle Gemeindemitglieder mit Mazzot, Wein und anderen Lebensmitteln für Pessach versorgt waren. Der Sederabend übertraf zahlenmäßig an Teilnehmenden noch den Seder vom letzten Jahr, so dass unser festlich geschmückter Gemeinderaum bis auf den letzten Platz besetzt war. Es



Lesen der Haggada im Mischkan ha-Tfila.

machte uns einmal mehr bewusst, wie dringlich wir größere Räumlichkeiten benötigen. Trotz der Enge war es wieder ein sehr gelungener Sederabend, durch den unsere Rabbinerin in bewährter Weise führte.

Die Gottesdienste zu den Feiertagen waren gut besucht, so auch zu Schawuot, wo zur Toralesung erstmals die Jad verwendet wurde, die unsere Gemeinde kurz vor dem Feiertag von einem privaten Spender erhalten hatte, eine ganz besondere alte Silberschmiedearbeit. Auch an allen regulären Schabbatot fanden die Gottesdienste durchgehend und ohne Sommerpause statt, unter der Leitung von Rabbinerin Deusel und den mittlerweile drei Vorbetern aus unserer Gemeinde.

Gedenken

Zu Motzej Schabbat des Schabbat Sachor fand im Mischkan eine Jiskor-Hawdala statt, mit der wir der israelischen Geiseln und ihrer Schicksale gedachten. Die Organisation wurde auch übernommen durch die DIG. Am Abend des 8. März versammelten wir uns dazu auf dem Schillerplatz vor unserem Betsaal. Es war eine würdige Zeremonie, die alle Teilnehmenden sehr berührt hat.

Am 12. März fand eine Gedenkfeier am Gleis 1 in Oberhaid statt, zur Erinnerung an die Toten aus jenem Zug mit weiblichen KZ-Häftlingen, der im März 1945 dort für drei Tage abgestellt worden war. Trotz des strömenden Regens war die Veranstaltung gut besucht. Ebenfalls sehr gut besucht waren die Stolpersteinverlegungen für die Familien Adler und Neuburger in Haßfurt am 25. Mai und auch die Einweihung der Gedenkstele für die ermordeten jüdischen Einwohner in Ermreuth, die am 22. Juni an einem der heißesten Tage dieses Sommers erfolgte.

Dieses Jahr nahmen unsere Jugendlichen Lea-Ruth Pinis und David Lizine am internationalen Kongress der BBYO teil. Dies ist eine Organisation für Kinder mit Hauptsitz in Washington und erreicht rund 80.000 jüdische Jugendliche weltweit. In über 50 Ländern verfügt BBYO über Kooperationen mit 700 Standorten (Chapters), die sie gemeinsam mit lokalen Organisationen aufgebaut hat. Der Fokus der Partnerschaft zwischen BBYO und der ZWST liegt im Aufbau international vernetzter Kooperationen in der Jugendarbeit.

Am 13. März versammelte sich unsere Gemeinde, um die Megilat Ester zu lesen. Jedes Mal, wenn der Name Haman genannt wurde, machten wir ordentlich Lärm, mit Rasseln, Pfeifen und sogar einem kleinen Beil wurde der Bösewicht symbolisch ausgelöscht. Groß und Klein waren mit Begeisterung dabei, die Stimmung war ausgelassen und fröhlich. Nach der Lesung tranken wir Wein und aßen Haman-Taschen.

Am 30. März fand in unserer Gemeinde ein mitreißendes Konzert des Trios Kaljuschny mit dem Programm „Lechaim“ statt. Die beliebte Musikerfamilie begeisterte uns mit ihrem vielseitigen Talent und musikalischer Leidenschaft. Das Publikum wurde mitgenommen auf eine Reise durch verschiedene Stilrichtungen – mal emotional, mal temperamentvoll, aber immer mitreißend. Mit ihrer Bühnenpräsenz, Virtuosität und dem sprühenden Charme schufen sie eine festliche Atmosphäre voller Lebensfreude. Der Abend war ein voller Erfolg und wird uns noch lange in Erinnerung bleiben.

Nachdem in Deutschland der Antisemitismus und der Hass auf Israel erschreckend zugenommen haben, ist jüdisches Leben kaum mehr öffentlich möglich. Auch in unserer Region fühlen sich jüdische Mitbürger zunehmend bedroht. Deshalb hat sich im Hofer Land ein Deutsch-Israelischer Freundeskreis gebildet, der sich an die Seite der jüdischen Mitbürger stellt und sich laut gegen jeglichen Judenhass positioniert. Am 3. April organisierte der Freundeskreis einen Vortrag des renommierten israelisch-deutschen Autors und Islamexperten Ahmad Mansour. Dieser fand in der Hofer Freiheitshalle statt, es kamen mehr als 400 Zuhörer. Mansour ist in Israel aufgewachsen und stammt aus einer arabischen Familie. Er ist Autor mehrerer Bestseller und zählt zu den profiliertesten Stimmen im Kampf gegen Radikalisierung und Antisemitismus. Mit

seiner klaren und differenzierten Haltung ist er zu einem wichtigen Brückenbauer in einer oft polarisierten Debatte geworden. An den Vortrag schloss sich, nach einer Kurzinformation über die Sicherheitslage im Bereich Antisemitismus durch einen Vertreter der bayerischen Polizeigewerkschaft, ein Podiumsgespräch zwischen dem Rechtsphilosophen und Strafrechtsprofessor Reinhard Merkel und Ahmad Mansour an.

Am 6. April nahmen unsere Kinder am Mazza-Tag teil, der von Frau Simonenko vom Landesverband in der Jüdischen Gemeinde Fürth organisiert wurde. Kinder und Erwachsene hatten die besondere Gelegenheit, die Ursprünge des Pessachfestes auf ganz praktische Weise zu erleben. Sie konnten selbst Mazzot backen und sich so direkt mit der Geschichte und den Traditionen unseres Volkes verbinden. Der Tag war lehrreich, inspirierend und voller Freude.

Am 13. April feierten wir den traditionellen Pessach-Seder. Dieser wurde von Rabbiner David Goldberg geleitet und fand in einer warmen, familiären Atmosphäre statt. Alle Teilnehmer tranken, wie es die Tradition vorsieht, vier Gläser Wein, während wir gemeinsam durch die Haggada gingen und die Bedeutung des Auszugs aus Ägypten lebendig werden ließen. Ein besonderes Highlight war die Suche nach dem Afikoman, an der sich vor allem die Kinder begeistert beteiligten. Zum Abschluss fand ein fröhlicher Schnell-Lese-Wettbewerb des Liedes *Chad Gadja* statt. Das Lied wurde auf Deutsch, Russisch, Englisch, Französisch, Spanisch, Niederländisch und auf Hebräisch vorgelesen. Der Gewinner war David Lizine – Mazal Tov!

Am 27. April nahm unsere Gemeinde an der Gedenkveranstaltung „Marsch des



Besuch der großen Synagoge in Wien.

Lebens“ in Schwarzenbach am Wald teil. Diese Veranstaltung erinnerte an die Opfer der Shoa und setzte ein starkes Zeichen gegen Antisemitismus, Hass und das Vergessen. Gemeinsam mit Menschen unterschiedlicher Generationen und Herkunft gingen wir symbolisch den Weg des Erinnerns, des Mitgefühls und der Verantwortung. Die Atmosphäre war tief bewegend – ein starkes Zeichen für Menschlichkeit, Erinnerungskultur und die Bedeutung von „Nie wieder“.

Im Mai fand unser alljährliches Familienfest statt – ein freudiger Anlass, der viele Mitglieder und Gäste zusammenführte. Bei schönem Wetter wurde ein buntes Programm geboten, das sowohl Kindern als auch Erwachsenen große Freude bereitete. Ein besonderes Highlight war der Auftritt der Kinder des Familienklubs *Mischpacha* aus Nürnberg. Unter der liebevollen und professionellen Leitung von Anna Alesikova präsentierten sie ein mitreißendes Tanzprogramm. Mit viel Energie verzauberten sie das Publikum und ernteten großen Applaus.

Anfang Juni fand in Dortmund die Jewrovision statt. Bei dem größten jüdischen Tanz- und Gesangswettbewerb Europas traten 14 Gruppen aus den jüdischen Jugendzentren in Deutschland, auch aus den bayerischen Gemeinden, gegeneinander an. Gegründet wurde die Jewrovision 2002 auf einer Jugendfreizeit in Bad Sobernheim. Mehr dazu auf Seite 39.

Auch Anfang Juni unternahm unsere Gemeinde eine Kreuzfahrt auf der Donau. An Bord eines komfortablen Schiffes besuchten wir mehrere wunderschöne Orte: Ybbs, Wien, Budapest, Bratislava und Melk. Ein besonderer Schwerpunkt der Reise lag auf dem Besuch jüdischer Sehenswürdigkeiten. Die Kombination aus kulturellen Eindrücken, historischen Orten und lebendiger Gemeinschaft machte die Reise zu einem besonderen Erlebnis. Ein ganz bewegender Moment war der gemeinsame Kabbalat Schabbat an Bord des Schiffes. Am nächsten Abend machten wir Hawdala auf dem Wasser, eine spirituelle Erfahrung, die uns lange in Erinnerung bleiben wird.

Über Pfingsten fand in Weitnau im Oberallgäu das *Mini-Machane* des Landesverbandes unter der Leitung von Frau Simonenko statt. Besonders erfreulich war, dass Jugendliche unserer Gemeinde als Madrichim aktiv mitgewirkt haben. Mit großem Engagement unterstützten sie das pädagogische und kreative Programm und trugen maßgeblich zur positiven Atmosphäre im Camp bei. Mehr dazu auch auf Seite 39.

Pessach

In Schiurim mit den Rabbinern haben wir uns wieder gut auf Pessach vorbereiten können. Am Ende der Feiertage dankte Herr Barskyy allen Anwesenden: dem Küchenteam für die vielen guten Speisen, den Rabbinern Bloch und Kochan für die Leitung der Gebete und die Lehrstunden, den Männern für die Teilhabe am Minjan und allen, die still und leise zum Gelingen beigetragen haben. Besonders Rabbiner Bloch hat uns mit seinen Ansprachen jedes Mal mit einer Anekdote oder Geschichte wichtige Inhalte nahegebracht oder einfach unsere Fragen beantwortet. Ermutigt uns doch der Sederabend hierzu, diese zu stellen. Mögen wir uns daher auf unsere Werte konzentrieren und nicht bei anderen Kulturen Orientierung suchen.

Frühling der Seele

Fast schon Tradition ist es geworden, dass Volodimir Barskyy, Leiter des Schalom-Klubs, und Ilse Danziger, Vorsitzende der Gemeinde, das „Klavier-Duo Inna Schur & Eva Herrmann“ um den Weltfrauentag herum in den Gemeindesaal bitten und sich von dem Konzertprogramm überraschen lassen. So war es auch am 9. März. Nachdem Herr Barskyy die Anwesenden begrüßt hatte, begann das Konzert mit einem Mozart-Programmblock. In angelegten Barockkostümen überraschten Isabel Blechschmidt, Opernsängerin aus Nürnberg, und Stepan Karelin, seit vielen Jahren mit Klassik-Programmen auf den größten Donauschiffen sängerisch unterwegs, das Publikum. Mit dem Papagena-Duett und der Vogelfänger-Arie aus Mozarts Zauberflöte versetzten die Sänger die Zuhörer in die Welt der Opernbühne. Thematischer Aufhänger für das Programm war die Idee, das Publikum an

den Klassikprogrammen der Donauschiffe teilhaben zu lassen. Stepan Karelin zog das Publikum mit seiner Baritonstimme vor der Pause in seinen Bann und Inna Schur schwelgte bei der Begleitung der „Frühlingsfluten“ in überbordenden Klavierkaskaden. Nach der Pause erfolgte ein kompletter Genrewechsel. Hier spürte man, dass die beiden Sänger hochgradig erfahrene Bühnenkünstler mit riesiger szenischer Erfahrung sind. In lockerer Folge wurde das Publikum mit Operetenausschnitten der Komponisten Emmerich Kálmán, Franz Lehár und Oscar Strauss erfreut, wobei die Programmpunkte mit viel Temperament, Schalk und szenischer Aufbereitung präsentiert wurden. Besonders erfreut war das Publikum über das eine oder andere Duett, das die Sänger zum Besten gaben. Das Duo, das seit 15 Jahren zusammenspielt, findet sich laut der Moderation von Eva Herrmann, die launig durch den Abend führte, am Klavier immer mit Schwung, Begeisterung und viel Humor zusammen. Ein Abschluss-Duett aus Leonard Bernsteins „West Side Story“ rundete das Konzertprogramm ab.

Dachau

Zur Gedenkstunde des Landesverbandes in Dachau am 4. Mai fuhr die Jüdische Gemeinde mit etwa 50 Teilnehmern zur traditionellen Veranstaltung. Es war der 80. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers. Vor der offiziellen Veranstaltung zündeten die Teilnehmer an der Gedenkstätte Jahrtagskerzen im Gedenken an die in der Shoa getöteten Juden an. Der Vorsitzende des Landesverbandes Josef Schuster begrüßte die Anwesenden, besonders Abba Naor, ein Überlebender des KZ Dachau, sowie die Vorsitzende der Israelitischen Kultusgemeinde München Dr. h.c. Charlotte Knobloch, die die zentrale Rede hielt. In seiner Begrüßungsrede

verwies Schuster darauf, dass es angesichts der immer geringer werdenden Zahl der Zeitzeugen die Aufgabe der nachfolgenden Generationen ist, die Erinnerung daran lebendig zu erhalten. Dr. Knobloch erinnerte in ihrer Rede auch an die Menschen, die das KZ befreiten und die nach der Shoa das Weiterleben erst möglich gemacht haben. Sie beendete ihre Ansprache mit einem Wort ihres Vaters: „Alle hier lebenden Juden sollen versichert sein, dass sie nie wieder verlassen sein werden.“

Die Jüdische Jugend aus Augsburg bekannte sich für ihre Generation in einer kurzen Ansprache dazu, diese Erinnerung weiterzuführen und nicht zuzulassen, dass sich so etwas wiederholen kann. Die von Rabbiner Steven Langnas vorgebrachten Gebete El male rachamim und Kaddisch waren tief ergreifend. Danach fuhren die Regensburger zur Münchener Residenz der Wittelsbacher, wobei Mikhael Russakowski auf der Fahrt auf einige jüdische Orte in der Stadt hinwies. In der Residenz konnten mit Hilfe der Audioguides alle ihren eigenen Bedürfnissen entsprechend Informationen über die Geschichte, die Räume und die gezeigten Objekte abrufen. Trotz des regnerischen Wetters war es ein sehr beeindruckender, lehrreicher und nachdenklich machender Tag für alle.

Geburtstagsfeier

Zu der traditionellen 10. Geburtstagsfeier am 1. Juli kamen etwa 40 Mitglieder, darunter auch Rabbiner Benjamin Kochan und Vorstandsmitglied Jakob Denissenko. Die Pianistin und Gemeindemitglied Inna Schur eröffnete die Jubiläumsfeier mit dem festlichen Musikstück „Liebesfreud“ von F. Kreisler. Der Leiter des „Club Schalom“, Volodimir Barskyy, begrüßte alle Anwesenden mit seinen eigenen Gedichten und wünschte ihnen



Frühling der Seele.



Geburtstagsfeier.



Schachmeisterschaft.

Mazel Tov bis 120. Im Gemeindesaal herrschte eine fröhliche und familiäre Atmosphäre. Zu Gast bei den Geburtstagskindern war die ukrainische Geigerin Elena Furmanova. Zusammen mit dem Musikmoderator Alexander Rolnik sang sie beliebte jiddische und hebräische Lieder. Alle Anwesenden haben gesungen und getanzt. Die Gewinner des Tanzwettbewerbs, Emilia Levtschuk und Alla Naumenko, wurden mit Preisen geehrt. Die Bibliothekarin der Gemeinde, Sofia Golkova, und die Köchin Natalia Ilchenko bereiteten die Feier vor. Die Geburtstagskinder waren sehr zufrieden, und mit guter Laune sind sie nach Hause gegangen.

Volodimir Barskyy

Schachmeisterschaft

Der „Klub Schalom“ veranstaltet einmal im Quartal eine Schnellschach-Meisterschaft. Zum Jahresende wird der Gesamtsieger, der „Regensburger Schnellschachmeister“ ermittelt. Zum zweiten Turnier am 14. Mai trafen sich 18 Schachspieler in der Jüdischen Gemeinde. Volodimir Barskyy begrüßte alle Teilnehmer und wünschte viel Erfolg. Es wurden fünf Schnellschachpartien mit jeweils 15 Minuten Bedenkzeit für jeden Spieler ausgetragen. Roland Gruber sicherte sich den 1. Platz, gefolgt von Roland Schmid auf dem 2. Platz und Lennart Uphoff auf dem 3. Platz. Kateryna Bliznakova wurde als beste weibliche Teilnehmerin geehrt, während Roman Shuspanov die Juniorenwertung gewann. Die Zusammenfassung der Ergebnisse wurde von Schiedsrichter Peter Oberhofer durchgeführt. Das dritte Turnier wird am 17. September stattfinden.

Volodimir Barskyy

STRAUBING

Gedenkgottesdienst am 18. Mai

Ein wichtiges Zeichen von Solidarität und Miteinander

Zur Ehre und zum Andenken an die vielen Opfer der Shoa in Deutschland luden die Israelitische Kultusgemeinde, die Stadt Straubing und die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit zu einem Gedenkgottesdienst ein. Vor der Synagoge in der Wittelsbacher Straße – so wie vor 80 Jahren, als Mitte Mai 1945 etwa 700 Überlebende der KZ-Außenlager einen der ersten jüdischen Gottesdienste in Deutschland nach der Shoa feierten.

Rund 350 Bürger versammelten sich, um gemeinsam zu beten und zu singen, aber auch um den Worten der Redner zu lauschen. Und es waren bewegende, aufrüttelnde und mahnende Worte. Mit einem herzlichen Schalom begrüßte Anna Zisler, Vorsitzende der Israelitischen Kultusgemeinde, die Anwesenden und betonte, dass Schalom je nach Gelegenheit bedeutet: „Lebe in Frieden“, „Möge es Dir wohlgehen“, „Mögest Du gesund bleiben“. Aber vor allem stehe Schalom für Frieden und Wohlergehen.

Das hätten sich alle Menschen im Mai 1945 gewünscht – und der Wunsch ist heute ebenso aktuell. An diesem Tag werde an die unzähligen Opfer und schrecklichen Ereignisse vor über 80 Jahren gedacht. Der erste jüdische Gottesdienst nach dem Krieg wurde vor der Synagoge gefeiert, die von den Nazis entweiht, zweckentfremdet, verwüstet und stark beschädigt, jedoch nicht zerstört wurde. „Es war ein bedeutender Moment der Hoffnung und des Neuanfangs für die jüdische Gemeinschaft, die nach den dunkelsten Zeiten der Geschichte wieder

zusammenfand“, so Anna Zisler. Sie erinnerte auch an ihren Vater Israel Offman, der in Ganacker befreit wurde und dieses Außenlager als „Vorhof der Hölle“ beschrieben hat. Am damaligen Gottesdienst konnte er nicht teilnehmen, weil er im Krankenhaus der Barmherzigen Brüder lag und von einem Pater langsam „aufgepöppelt“ wurde.

Ein Zeugnis von starkem Glauben

Mit einer Schweigeminute wurde der Opfer gedacht. Und allen Ehrengästen, Vertretern der Stadt, der Religionsgemeinschaften und der Zivilgesellschaft für ihr Kommen gedankt. „Ihre Anwesenheit zeigt, dass wir die Lehren der Vergangenheit nicht vergessen und dass wir uns für eine Zukunft des Friedens und des Respekts einsetzen“, schloss Zisler.

Oberbürgermeister Markus Pannermayr empfand es als Wunder, dass die Überlebenden vor 80 Jahren die Kraft fanden, gemeinsam vor der Synagoge Gottesdienst zu feiern. „Sie stellten in diese furchtbare Dunkelheit ein derart strahlendes Licht. Das Böse hatte so vieles zerstört, aber eben am Ende doch nicht gesiegt.“ Er zeigte sich dankbar für alles, was in den vergangenen Jahrzehnten aufgebaut wurde. Gleichzeitig sei aber auch der Blick zurück wichtig und es sei immer noch schier unglaublich, dass nicht eingegriffen wurde, als sich die Katastrophe anbahnte. „Nie wieder“ solle heute gelten. Man müsse erkennen, dass die Demokratie vom Kompromiss lebt. Die Würde aller Menschen müsse respektiert werden.

Mit bewegenden Worten erinnerte Pannermayr, dass im Jahr 1907 sein Vorgänger, Hofrat von Leistner, anlässlich der Eröffnung der Synagoge folgendes Versprechen öffentlich formulierte: „Es sei meine und all meiner Nachfolger heiligste Pflicht, dieses Gotteshaus in ihre Obhut zu nehmen.“ Dieses Erbe habe er im Jahr



Gedenkgottesdienst vor der Straubinger Synagoge.

2008 angetreten und sei ihm zum Herzensanliegen geworden. Daher erneuere er dieses Versprechen heute ganz bewusst. „Unser Platz ist an der Seite unserer jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger. Und wenn es notwendig werden sollte, dann werden wir uns vor sie stellen. Aus Überzeugung wollen wir uns mit ganzer Kraft dafür einsetzen, dass es nie wieder notwendig wird. Schalom.“

Ilse Danzinger vom Landesverband der IKG Bayern / Zentralrat der Juden erinnerte an die offenen Wunden und die unendlich große Trauer vor 80 Jahren. Und dennoch fanden die Menschen eine enorme Kraft, um das von den Eltern gelernte Gebet zu sprechen: „Der Glaube lebt, die Gemeinschaft lebt“ hätten diese Menschen erfahren. Der Neubeginn sei zerbrechlich gewesen, und heute könne man denjenigen danken, die den Glauben bewahren und weitertragen.

„Es darf nie wieder geschehen“, betonte Staatsminister Christian Bernreiter. Es sei Pflicht, wachsam zu sein. Das Unrecht von damals könne man nicht ungeschehen machen, aber die Pflege der Erinnerungskultur sei gemeinsame Verpflichtung. Die Shoa sei das dunkelste Kapitel der deutschen Geschichte. Er rief auf, die freiheitliche Demokratie mit allen Mitteln zu verteidigen. Aufrüttelnde Worte fand Dr. Ludwig Spaenle, der Antisemitismus-Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung. Die Frage sei gewesen, ob es einen Gott gibt. Denn alles geschah am helllichten Tag – dass die Juden abgeholt wurden. „Alle haben es gewusst – und nichts getan.“ Genauso sei es mit den Mitgliedern der SS gewesen. „Und die meisten konnten hinterher einfach ruhig und unbehelligt weiterleben“, resümierte Spa-

enle. Vehement rief er zur Verantwortung auf, denn Demokratie müsse erkämpft werden. Ein Zeichen der Hoffnung setzte er abschließend – auch aus der Erfahrung der damaligen 700 Gläubigen: „Ja, es gibt einen Gott. Hier an diesem Platz.“

Den Gedenkgottesdienst leitete Rabbiner Mendel Muraiti, und Christiane Öttl begleitete die Veranstaltung musikalisch. Es folgten das Nachmittagsgebet und das Kaddisch, das jüdische Toten- und Trauergebet. Auch leise wurde von jedem Einzelnen in persönlichen Anliegen gebetet. Melodische Gesänge begleiteten die Gebetsstunde, die mit einem Gebet um den Ewigen Frieden für alle, die bei der Shoa aus dem Leben gerissen wurden, endete. Als „Versprechen“ wurde abschließend das Lied „Hatikvah“ gesungen.

Wir stehen vor Euch, nicht hinter Euch

Das Schlusswort hatte Pfarrer i.R. Hasso von Winning von der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit. Mehr als ein Schlusswort war es aber ein Wort, das öffnen und herausfordern sollte. Ein Wort, das an jeder Form der Zufriedenheit mit uns selbst rütteln sollte. Er erinnerte an die nach Leben hungernden und von Traumata gezeichneten Menschen, die damals zum Gottesdienst kamen, um nach Zukunft und Halt im Leben zu suchen. Es sei schön, dass heute so viele Menschen gekommen sind, um an damals zu erinnern – aber noch mehr seien zu Hause geblieben! Und etwas erschüttere ihn zutiefst: der zwei Meter hohe Stahlzaun mit scharfen Spitzen rund um die Synagoge. Menschen würden hier eingesperrt, damit sie nicht von außen angegriffen werden. „Dieser Zaun ist ein

Schandmal in unserer Stadt.“ Der Zaun sei Zeichen unserer Ohnmacht. Und er appellierte an alle – versprach auch, persönlich dafür zu kämpfen – dass er wieder verschwindet. Man dürfe sich nicht daran gewöhnen, sondern müsse Widerstand zeigen. „Wir stehen vor Euch, nicht hinter euch. Bilden wir einen Zaun der Menschlichkeit und der Moral. Errichten wir Barrieren der Toleranz und der Menschenfreundlichkeit gegen Antisemitismus und Anti-Islamismus. Wenn durch unser Land nicht umgehend ein Ruck geht hin zu Menschlichkeit, Vertrauen und ja auch zu Gottesfurcht, dann werden noch viele Schandmale errichtet werden. Und dann Gnade uns Gott!“

Irmgard Hilmer

Nachdruck aus Straubinger Tagblatt, 20. Mai, mit freundlicher Genehmigung.

WEIDEN

Besuch in Regensburg

Bei einem Besuch der Jüdischen Gemeinde Regensburg am 16. April erhielten die Teilnehmer des Gesprächskreises Samovar einen tiefen Einblick in die Gemeinde. Unter der fachkundigen Führung von Ilse Danziger, der Vorsitzenden der Gemeinde, besichtigten wir die Gemeinderäume und die Synagoge. Im Anschluss führte uns der Weg zum historischen Standort der allerersten Regensburger Gemeinde, wo heute eine Gedenktafel an die Anfänge erinnert. Den Abschluss bildete der Besuch des 1882 gegründeten Friedhofs der Jüdischen Gemeinde.

Interreligiöse Friedensandacht

Unter dem Motto „Richte unsere Füße auf den Weg des Friedens“ versammelten sich Vertreter dreier Glaubensrichtungen in Weiden zu einer bewegenden Friedensandacht. Anlass war der 80. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkriegs. In der Michaelskirche kamen der evangelische Dekan Thomas Guba, Werner Friedmann und Leonid Shaulov von der Jüdischen Gemeinde, Alfons Forster von der Christlichen Gemeinde und Maher Khedr von der Islamischen Gemeinde zusammen. Auch die politische Seite war stark vertreten durch Oberbürgermeister Jens Meyer, Bürgermeister Lothar Höher und die stellvertretende Landrätin Andrea Lang, die gemeinsam ein starkes Zeichen für den Frieden setzten.

Konzert

Am 18. Mai fand mit freundlicher Unterstützung des Zentralrats ein überaus erfolgreiches Konzert des Gesangsduos Kačka statt. Das Duo begeisterte mit ei-



Dank und Anerkennung

Mit tiefem Respekt und aufrichtiger Dankbarkeit würdigte die Jüdische Gemeinde das verdienstvolle Wirken ihres langjährigen zweiten Vorsitzenden, Dr. Marat Gerchikov, der sich nach 29 Jahren engagierter Vorstandsarbeit aus dem Ehrenamt zurückzieht. In fast 30 Jahren hat er nicht nur das Leben der Gemeinde aktiv mitgestaltet, sondern auch einen herausragenden Beitrag zur Integration jüdischer Zuwanderer geleistet. Mit großem persönlichem Einsatz, mit Empathie und einem feinen Gespür für die Bedürfnisse der Menschen hat er maßgeblich dazu beigetragen, dass Neuankömmlinge aus der ehemaligen Sowjetunion ihren Platz in unserer Gemeinde und in der deutschen Gesellschaft finden konnten. Seine Arbeit als zweiter Vorsitzender sowie als Vorsitzender des Jüdischen sozio-kulturellen Vereins JSKV war stets von einem hohen Maß an Sachverstand und Zielstrebigkeit geprägt. Er war die treibende Kraft hinter vielen bedeutenden Projekten, darunter auch die Gründung des jüdischen sozio-kulturellen Vereins, zu dem das Projekt Nachbarschaftshilfe sowie das Philosophische Seminar gehören. Letzteres hat über viele Jahre hinweg Wissenschaftler, kreative Köpfe und Denker aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion zusammengebracht. Auch die Gemeindezeitung „Unser Panorama“, die das vielfältige Leben in unserer Gemeinde widerspiegelt, wurde auf seine Initiative ins Leben gerufen. Das Wirken von Marat Gerchikov war stets geprägt von dem Wunsch, Brücken zu bauen – zwischen Kulturen, Generationen und Lebensgeschichten. Dabei stand für ihn stets das Miteinander im Mittelpunkt, die Vermittlung jüdischer Traditionen, das Fördern gemeinschaftlicher Werte und die Unterstützung jedes Einzelnen, der Rat, Orientierung oder einfach nur ein offenes Ohr suchte. Seine ruhige, aber bestimmte Art, seine Verlässlichkeit und sein unerschütterliches Engagement haben Spuren hinterlassen, nicht nur in

organisatorischer Hinsicht, sondern vor allem in den Herzen der Menschen, die ihm begegnet sind. Dass Marat Gerchikov sich entschieden hat, bei der Vorstandswahl nicht erneut zu kandidieren, nehmen wir mit Respekt an – auch wenn wir ihn als inspirierendes Vorbild sehr vermissen werden. Im Namen der gesamten Gemeinde sagen wir vielen Dank. Wir wünschen ihm für die Zukunft Gesundheit, Zufriedenheit und noch viele erfüllte Jahre im Kreis seiner Familie und Freunde.

Musik, die Herzen verbindet

Eines der Highlights in diesem Frühjahr war ein Benefizkonzert im März im David-Schuster-Saal. Eine besondere Atmosphäre schuf die Teilnahme geflüchteter Ukrainerinnen. Organisiert wurde der Abend von Viktoria Hromova, Leiterin des neu gegründeten Vokal- und Chorensembles FAYNO in Würzburg. „Unser Konzert sollte eine Plattform für kulturellen Austausch und den Erhalt traditioneller Musik sein“, so Hromova. Im Programm waren Solisten des Orchesters Collegium Juvenale Musikum unter Astrid Eitschberger sowie die Tanzgruppen Tschervona Kalyna und Impuls aus Fulda unter der Leitung von Tatjana Slota. Das Orchester überzeugte mit klassischer Musik und Werken ukrainischer und jüdischer Komponisten. FAYNO berührte mit ukrainischen Volksliedern und dem jüdischen Lied Tumbalalaika. Das Publikum, Deutsche und Ukrainer, feierte die Künstler mit begeistertem Applaus.

Pessach

Am Abend des 12. April, nach dem Gebet in der Synagoge, lud Rabbiner Shlomo Zelig Avrasin alle Gäste zur Teilnahme am Seder ein und erinnerte daran, dass es sich nicht nur um ein Abendessen handelt, sondern um die Erfüllung von Geboten, die uns mit den ältesten Kapiteln unserer Geschichte verbinden. Im Namen des Vorstands sprach Vladlena Vakhovska ein Grußwort. Der Chor der Gruppe „Menora“ sang besondere Lieder, die die Feierlichkeit des Abends unterstrichen. Die Gemeindegüche bereitete traditionelle Pessach-Gerichte zu – alles war sehr lecker und familiär. Wesentliche Unterstützung beim Seder leistete das Eltern-Team, das der Küche bei der Essensausgabe half – der Saal war für etwa 100 Personen gedeckt. Am 16. April, einem Wochentag von Chol HaMoed, fand ein Kinder-Seder statt. Die Kinder probierten traditionelle Pessach-Speisen (darunter originelle Mazze-Lasagne), hörten die Geschichte vom Auszug aus Ägypten, nahmen an Workshops teil und erhielten kleine Geschenke.



Konzert Kačka.

nem vielseitigen Repertoire aus jiddischer Musik, osteuropäischen Klängen sowie Musik der Sinti und Roma. Sie verbinden ihre Stimmen virtuos mit der Gitarre und gestalten den musikalischen Abend auch mit fesselnden Worten – humorvoll, erzählerisch, direkt und scharf. Es war ein Abend, der einen Balanceakt zwischen schwerer Geschichtskost und tragischer Schönheit bot.

Exkursion nach Dresden

Ein besonderes Erlebnis für die Teilnehmer war die Exkursion nach Dresden am 25. Mai. Die Reise umfasste zwei faszinierende Ausflüge. Die Sozialarbeiterin Elena Tanaeva führte durch die Alte Synagoge und über den historischen jüdischen Friedhof. Die zweite Exkursion durch die Stadt wurde von dem bekannten Blogger und Kunsthistoriker Eugene Urlich geleitet. Trotz des unbeständigen Wetters waren alle Teilnehmer vom Ausflug begeistert und schätzten die gewonnenen Einblicke sehr.



Gemeinde Weiden in der Regensburger Synagoge.

Jom Ha'azmaut

Am 1. Mai feierten wir den Unabhängigkeitstag Israels, initiiert von Eltern aus dem Familienclub und mit Unterstützung des Gemeindevorstands. Dank ihres engagierten Einsatzes konnte die Veranstaltung kurzfristig realisiert werden. Nach dem Morgengebet begann die Kinderstaffel „Starke Jugend für Israel“. Alle Teilnehmer erhielten Urkunden, die Gewinner Pokale und Medaillen. An den interaktiven Stationen beteiligten sich Groß und Klein an kreativen Wettbewerben. Viele erhielten kleine Anerkennungen, der Hauptpreis, ein Flugticket nach Tel Aviv, ging per Abstimmung an Olga Dorina aus der Gemeindeküche. Zu weiteren Programmhöhepunkten gehörten eine Live-Schaltung nach Israel und ein Buffet mit landestypischen Spezialitäten. Am 2. Mai präsentierte das Jüdische Studentenforum auf dem Domplatz in Würzburg israelische Kultur mit Tänzen, Spielen, Speisen und offenen Gesprächen mit der Jugend. Jom Ha'azmaut wurde zu einem lebendigen und unvergesslichen Fest, das in Würzburg Vertreter mehrerer Generationen aus sechs Jüdischen Gemeinden Bayerns vereinte.

Erste Kinderführungen im Museum

Am diesjährigen Internationalen Museumstag im Mai öffnete unser Jüdisches Museum im Gemeindezentrum Shalom Europa seine Türen für ein besonders vielfältiges und generationenübergreifendes Programm mit einer Premiere. Zum ersten Mal wurden spezielle Kinderführungen für einheimische Kinder angeboten, die großen Anklang fanden. In kindgerechter Sprache führten geschulte Kinder-Guides die kleinen Be-



sucher durch die Ausstellung. Dabei wurden nicht nur zentrale Aspekte der jüdischen Geschichte und Kultur erklärt, sondern auch Raum für Fragen und eigene Entdeckungen gelassen. Die Kinder erfuhren spielerisch, wie jüdische Feiertage gefeiert werden, was eine Menora, ein Tallit und ein Davidstern bedeuten und warum der Schabbat für viele jüdische Familien eine besondere Rolle spielt. Im Anschluss an die Führungen wartete ein kreatives Angebot auf die jungen Gäste. In der liebevoll organisierten Kinderbetreuung konnten Armbänder mit hebräischen Buchstaben gebastelt werden. Mit großer Begeisterung wurden bunte Perlen aufgefädelt, Namen übersetzt und erste Hebräisch-Buchstaben kennengelernt. Die Aktion förderte nicht nur die Kreativität, sondern auch das kulturelle Verständnis.

Ein besonderes Highlight war zudem das Angebot zum Austausch. Jüdische Familien kamen mit einheimischen Familien ins Gespräch. In einer offenen und freund-

lichen Atmosphäre entstanden dabei Begegnungen auf Augenhöhe, geprägt von Neugier, Respekt und gegenseitigem Interesse. Themen wie Alltagsleben, Bräuche und Feste, aber auch persönliche Geschichten wurden geteilt – ein wichtiger Beitrag zur Verständigung und zum Abbau von Vorurteilen.

Der Internationale Museumstag wurde so zu einem echten Brückenbauer zwischen Generationen und Kulturen. Die positive Resonanz der Besucher bestärkte das Museumsteam darin, dieses Angebot in Zukunft weiter auszubauen.

Anna Brokhman und Aleksander Veys waren maßgeblich an der Entwicklung des neuen Konzepts und an der Durchführung des neuen Kinderangebotes beteiligt. Und Larissa Dubovska hat an diesem Tag mit viel Einfühlungsvermögen und Kreativität das Bastelprojekt mit hebräischen Buchstaben gemeinsam mit den Kindern umgesetzt. Euer Einsatz war ein wichtiger Beitrag zum Erfolg dieser Veranstaltung – vielen Dank dafür.

Erika Frank

JÜDISCHE JUGEND IN BAYERN

Erinnerung leben

Junge jüdische Menschen aus den Gemeinden des Landesverbandes sowie Teilnehmer von YouthBridge München kamen im April zu einem besonderen Wochenende zusammen. Im Rahmen des Seminars „Erinnerung leben – Vergangenheit im Dialog“ konnten sie gemeinsam den Schabbat in der Jüdischen Gemeinde Regensburg feiern – ein intensives Erlebnis des Zusammenhalts, der Spiritualität und des gegenseitigen Austauschs. Organisiert vom Landesverband, in Kooperation mit der Europäischen Janusz Korczak Akademie, stand das Seminar im Zeichen der lebendigen Erinnerungskultur. Ziel war es, junge Menschen zu ermutigen, sich kreativ und verantwortungsvoll mit der Vergan-

genheit auseinanderzusetzen und daraus Impulse für die Gegenwart zu gewinnen. Nach einem einführenden Modul zu innovativen Methoden der Erinnerungsarbeit entwickelten die Teilnehmer in Arbeitsgruppen eigene Projektideen: Wie kann man Geschichte so vermitteln, dass sie junge Menschen berührt, zum Denken anregt und zum Handeln motiviert? Unterstützt durch Fachreferenten entstanden erste Konzepte, die Kunst, Spiel und moderne Medien miteinander verbanden. In praxisnahen Workshops wurden kreative Ansätze vorgestellt. Von digitalen Tools über künstlerische Ausdrucksformen bis hin zu partizipativen Formaten im öffentlichen Raum. Reflexionsrunden

gaben Raum für persönliche Erfahrungen und neue Perspektiven.

Der emotionale Höhepunkt war der gemeinsame Besuch der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg. Dort nahmen die Jugendlichen an der offiziellen jüdischen Gedenkzeremonie teil und gedachten der Opfer des Nationalsozialismus. Viele beschrieben den Moment als tief bewegend – ein Ort der Trauer, aber auch der Verantwortung. Das Seminar machte deutlich: Erinnerung ist mehr als Rückblick. Sie ist eine Aufgabe im Hier und Jetzt. „Nie wieder ist jetzt!“ – mit dieser klaren Botschaft traten die Teilnehmer die Heimreise an, bestärkt in ihrem Engagement gegen Antisemitismus, Rassismus und das Vergessen.

Mazze-Day

Zum ersten Mal veranstaltete der Landesverband in diesem Jahr den Mazze-Day in der Israelitischen Kultusgemeinde Fürth, zu Ehren von Rabbiner Spiro, sel. A. Am 6. April konnten 36 Kinder von 6 bis 12 Jahren aus verschiedenen Gemeinden des Landesverbandes teilnehmen. Bei diesem besonderen Event hatten die Kinder die Gelegenheit, ihre eigene Mazze herzustellen – vom Teig über das Ausrollen bis hin zum Backen, alles in nur 18 Minuten. Sogar die Verpackung wurde eigenhändig gestaltet, was den Spaß und die Kreativität zusätzlich förderte. Ziel war es, das

Fachwissen rund um das Thema Pessach zu erweitern und dabei auch Spaß zu haben.

Unterstützt wurden die Kinder dabei von Rabbiner David Zharko aus Fürth und Rabbiner Mendel Muraiti aus Straubing. Gemeinsam boten sie einen kleinen Workshop an, bei dem die Kinder ermutigt wurden, eine Geschichte zu Pessach zu erzählen oder sogar zu erfinden. Für die Mutigen gab es die Möglichkeit, kreativ zu werden, während andere beim Basteln und Malen zum Thema Pessach ihre künstlerischen Fähigkeiten zeigten. Zum

Abschluss des Tages gab es ein köstliches Essen von der Gemeinde Fürth. Nach der Preisverleihung in den Kategorien „Beste Geschichte“, „Schnellste Mazzebäcker“ und „Bestes Bild“ gingen die Kinder mit ihren selbstgemachten Matzen glücklich nach Hause.

Der Mazze-Day war ein voller Erfolg. Eine gelungene Mischung aus Lernen, Kreativität und Gemeinschaft, die bei allen Beteiligten für Freude sorgte und die Bedeutung von Pessach auf lebendige Weise erlebbar machte.

Machane Jerusalem

In den Pfingstferien fand das Sommer-Machane des Landesverbandes statt, diesmal inmitten der idyllischen Landschaft des Allgäus bei Weitnau. Umgeben von grünen Hügeln, frischer Luft und viel Sonne verbrachten 40 Kinder und Jugendliche aus ganz Bayern vier ereignisreiche Tage miteinander. Das diesjährige Motto lautete: „Mit Motor nach Jerusalem“ – und so begaben sich die Teilnehmer auf eine kreative Reise in die Heilige Stadt. Jeder Tag war anders gestaltet mit abwechslungsreichen Aktivitäten wie Wan-

dern, Rodelbahnfahren und Basteln. Ein besonderes Highlight war das offline gespielte Rollenspiel „Jerusalem im Roblox-Stil“, bei dem die Kinder eigene Stadtteile gestalteten, Rollen übernahmen und spielerisch zentrale Orte und Geschichten Jerusalems kennenlernten.

Neben Spaß und Bewegung war auch Raum für persönliche Reflexion. In kleinen Gesprächsrunden wurde über die Bedeutung Jerusalems gesprochen, über Tradition, Geschichte und das, was uns

als jüdische Gemeinschaft verbindet. Das Machane war nicht nur eine Ferienfreizeit, sondern ein Ort des Miteinanders, der Begegnung und des gemeinsamen Wachsens. Die Tage im Allgäu zeigten: Jüdisches Leben, Lernen und Freundschaft lassen sich überall lebendig gestalten – auch fern von großen Städten, unter freiem Himmel und mit Blick auf die Berge. Mit vielen neuen Eindrücken und Freundschaften ging das Machane zu Ende, aber der Geist von Jerusalem bleibt.

Jewrovision

Nach aufregenden Wochen voller intensiver Proben, kreativer Ideen und unvergesslicher Gemeinschaftsmomente war es endlich soweit. Am 8. Juli trat unser Team Emet x Am Echad bei der Jewrovision 2025 in Dortmund auf und erreichte einen großartigen 5. Platz. Die Jugendlichen aus unserer Gemeinde und dem Landesverband haben mit ihrer beeindruckenden Performance das Publikum begeistert und gezeigt, was in ihnen steckt. Von der ersten Probe bis zum letzten Ton auf der Bühne war spürbar, mit wieviel Leidenschaft, Engagement und Teamgeist alle dabei waren.

Die Jewrovision war für uns viel mehr als ein Wettbewerb. Es war ein Fest der jüdischen Kultur, ein Ort der Begegnung, des kreativen Ausdrucks und der gegenseitigen Unterstützung. Besonders das Motto „United in Hearts“ wurde von unserem Team mit Leben gefüllt – durch Zusammenhalt, Vertrauen und die gemeinsame Freude am Gestalten. Wir sind unglaublich stolz auf unsere Teilnehmer, nicht nur wegen ihrer Platzierung, sondern vor allem wegen ihres Einsatzes, ihrer Energie und der positiven Atmosphäre, die sie während der gesamten Vorbereitungszeit geschaffen haben. Jede Probe war geprägt von Lachen, Ausprobieren und Miteinander, und genau das hat den beson-

deren Spirit unserer Gruppe ausgemacht. Ein riesiges Dankeschön an alle, die dabei waren, ob auf, hinter oder vor der Bühne. Ihr habt gezeigt, wie viel Kraft in uns steckt

und wie bunt und lebendig jüdisches Leben heute ist. Wir freuen uns schon jetzt auf die nächste Jewrovision, die im Mai 2026 in Stuttgart stattfinden wird.



Brief in der Nacht

Im Dezember 2024 beendet Chaja Polak dieses kleine Buch, in dem sie die Vorgänge in Israel und Gaza in einundzwanzig kurzen Kapiteln betrachtet, sie wendet und ihre Gedanken dazu auf 128 Seiten formuliert. Die Welt, schreibt sie, sei mit dem 7. Oktober 2023 aus den Fugen geraten. Raketen bedrohen die israelische Bevölkerung, Bomben zerstören Menschenleben in Gaza. Eine Geschichte bewegt sie besonders: die Geschichte zweier jungen Journalisten, dem Israeli Youval Abraham und dem Palästinenser aus Gaza, Ahmed Almnaouq, die seit 2019 den Blick „Across the Wall“ für die jeweils andere Seite öffnen wollten. Die israelische Wochenzeitung Haaretz berichtete davon. Zögernd begann das Projekt. Vor allem Israelis erfahren etwas über das Leben jenseits der Mauer zu Gaza: welche Sorgen die Menschen dort umtreiben, wie eng ihr Lebensraum ist. Denn Nachrichten von dort erreichen die nachrichtenaffinen Israelis vorwiegend spät abends. Im Mittelpunkt der Berichterstattung stehen andere Themen, die eigene Bedrohung, die eigenen Verluste, die eigenen Erfolge. Ahmed Almnaouq befand sich am 7. Oktober 2023 und in den Wochen danach in London. Dort erreichte ihn die Nachricht, dass seine ganze Familie, dreiundzwanzig Personen, unter dem Schutt ihres Hauses begraben wurden. „Das Friedensprojekt der zwei engagierten Männer findet ein abruptes Ende. Und vielleicht ist es auch ein Ende der Freundschaft zwischen ihnen.“ Ahmed Almnaouq ist jetzt ein Entwurzelter.

Was Entwurzeltsein heißt, bringt uns die Verfasserin am Beispiel ihres zweiten Mannes nahe. Er verlor in der Shoa mit wenigen Ausnahmen seine große Familie. Er war vierzehn Jahre alt, als der Krieg zu Ende war. Mit einem überlebenden Onkel kehrte er einmal zu seinem früheren Elternhaus zurück und holte ein paar wenige Gegenstände vom Spitzboden des Hauses. Darunter war ein Fotoalbum. Ohne dieses hätte er sich kaum mehr an die Gesichter der Eltern und Verwandten erinnern können. Alles steckte er weit weg, in ein Kästchen in seinem Inneren, um leben zu können. Wenn er sie immer vor Augen gehabt hätte, dann „hätte ich sie in den Gaskammern sterben sehen müssen“.

Es gibt das Recht auf Verdrängen. Aber wie soll das gehen, wenn jeden Tag weiter geschossen und gebombt wird? „Die Hamas ist schuldig wegen ihres fanatischen religiös-politischen Kampfes, der



darauf ausgerichtet ist, Israel zu vernichten, darauf ausgerichtet, jede Kritik ihrer eigenen Einwohner im Keim zu ersticken. Die Hamas ist schuldig wegen ihrer diktatorischen und intoleranten Politik, das Wohl und Wehe ihrer eigenen Bevölkerung lässt sie eiskalt.“

Aber auch die Regierung Netanjahu ist schuldig, weil sie die Macht der Hamas bewusst anwachsen ließ, „eine ordinäre Teile-und-herrsche-Politik betrieb“. Die Siedler in der Westbank sind schuldig, so die Autorin, weil sie palästinensisches Land in Besitz nehmen und seine Bewohner bedrohen und von der israelischen Armee dabei geschützt werden. Alle bezahlen jetzt einen hohen Preis, die palästinensischen Bürger verlieren Hab und Gut und nicht wenige ihr Leben, mehr als 1.200 Israelis wurden an einem Tag, dem 7. Oktober 2023, ermordet, und die Juden in der ganzen Welt verlieren ihre Sicherheit.

Was bedeutet das für das Individuum? Nie konnte sich das überlebende Kind, das ihr zweiter Mann wurde, von seinen Traumata erholen. Es musste damit leben. Und die 1941 geborene Autorin wurde von den Eltern getrennt. Ihr Vater starb in Auschwitz, die Mutter kehrte zurück. Ihre Tochter aber geriet als Kind immer wieder in Todesangst, wenn die Mutter sie und ihre jüngeren Geschwister allein lassen musste.

Warum die persönlichen Beispiele von Trauma und Verarbeitung? Ihre Mutter, so berichtet die Autorin, habe die Kinder

trotz ihrer entsetzlichen Erfahrungen „in allererster Linie“ gelehrt, „Mensch zu sein. In zweiter Linie, jüdisch zu sein“. Das ist das, was uns verbindet. Auch ihr zweiter Vater, ein niederländischer Widerstandskämpfer, lehrte sie und ihre Geschwister: „Man lässt einen anderen Menschen nicht leiden, weil er oder sie zu einem anderen Volk gehört oder zu einer anderen Rasse oder sich zu einem anderen Glauben bekennt.“

Der derzeitige Kampf ist nicht nur ein Kampf um Macht und um Land, sondern auch ein Kampf um Ethik und um Menschlichkeit. Die Hamas entschied und entscheidet sich bewusst nicht für das Wohlergehen der Bewohner dieses schmalen Landstreifens und setzt jedes Kind, jeden Erwachsenen immer wieder aufs Neue dem Leid eines Krieges aus, den sie psychologisch zu gewinnen scheinen, wenn auf der ganzen Welt jetzt die Sympathien bei den Palästinensern liegen. Den Menschen vor Ort hilft das nicht. Nichts ist so wieder gut zu machen. Mit den toten Menschen gehen immer auch wichtige Traditionen und Dinge in solchen Auseinandersetzungen endgültig verloren. Wie in den Niederlanden, das zwei Drittel seiner jüdischen Menschen verlor, oder in Osteuropa ein viele Facetten lebendes Judentum.

Gegenüber ihren Verwandten in Israel bleibt Chaja Polak in allen Formulierungen zurückhaltend. Zu tief sitzt der Schock des brutalen Überfalls des Massakers, der Vergewaltigungen und Folterungen und der immer noch nicht beendeten Geiselhaft der eigenen Leute und der damit gemachten Erfahrung der Schutzlosigkeit noch in ihnen. Die Bewohner Israels und Juden in aller Welt wurden traumatisiert. Und solche Traumata lösen sich nicht einfach auf, weil das rational oder ethisch geboten sein mag.

Trotzdem aber muss der Kreislauf von Viktimisierung und Gewalt durchbrochen werden, damit auch die Bewohner Israels und Palästinas wieder ihr Menschsein leben können.

Es ist ein nachdenklich machendes Buch, das uns Chaja Polak vorgelegt hat. Es regt an, es zum Ausgangspunkt von Gesprächen zu machen, abseits der Aufgeregtheit, die viele Debatten gegenwärtig beherrschen, und ist zugleich ganz aktuell.

Angela Genger

Chaja Polak: *Brief in der Nacht, Gedanken über Israel und Gaza*, 128 S., Droemer Verlag, München, 2024, www.droemer-knaur.de.

Marseille 1940

Uwe Wittstock, der in den 1980er Jahren Literaturkritiker der F.A.Z. war, danach ein Jahrzehnt als Lektor beim S. Fischer Verlag arbeitete und später bei weiteren führenden Tageszeitungen bzw. Wochenschriften tätig war, hat im vergangenen Jahr mit „Marseille 1940. Die große Flucht der Literatur“ ein lange überfälliges Sachbuch herausgebracht. Die Fluchtbewegungen und das Exil zahlreicher Persönlichkeiten der deutschen Literatur während der NS-Zeit sowie deren Exilwerke sind in den ersten Jahrzehnten nach Ende des Zweiten Weltkrieges weder herausgehobene Themen der Forschung gewesen noch hatte sich das deutsche Lesepublikum für diesen wichtigen zeitgeschichtlichen Aspekt interessiert.

Seit den 1980er Jahren hat jedoch die Exilforschung eine immer größere Aufmerksamkeit erfahren. Eines der ersten großen Werke war „Exil – Literarische und politische Texte aus dem deutschen Exil 1933–1945“ von Ernst Loewy (J. B. Metzler Verlag, Stuttgart 1979). Damals erschienen in der Bundesrepublik auch die Erinnerungen von Lisa Fittko (1909 bis 2005), einer österreichisch-ungarischen Jüdin, die als Fluchthelferin in Frankreich Anfang der 1940er Jahre berühmten deutschen Literaten die Flucht nach Spanien ermöglichte. Sie ist eine der Protagonistinnen in Wittstocks Buch. Eine andere wichtige Figur der seinerzeit organisierten Flucht ist Varian Fry (1907 bis 1967), ein amerikanischer Journalist, dessen autobiografischer Bericht über seine Tätigkeit als Fluchthelfer aus Marseille ebenfalls in den 1980er Jahren auf Deutsch erschienen ist.



Uwe Wittstock hat gründlich für sein Buch recherchiert. Er hat die äußerst komplizierten bürokratischen Zusammenhänge, die unter großem Zeitdruck in dem im unbesetzten Frankreich gelegenen Fluchtort Marseille stattfanden, so aufzubereiten vermocht, dass für jeden Leser anschaulich wird, auf welche Hindernisse in Zeiten der Nationalstaaten und ihrer undurchlässigen Grenzen unschuldig Verfolgte treffen. Er hat zudem zahlreiche autobiografische sowie literarische Werke zu den dramatischen Vorgängen in Marseille im Jahr der Besetzung Frankreichs durch die Deutschen zusammengefasst. Interessierte Leser konnten sich bisher über eine Fülle von Büchern zu Marseille im Jahre 1940 informieren, z.B. über die

Lektüre von Lion Feuchtwangers Bericht „Der Teufel in Frankreich“, in dem er über seine Internierung im französischen Lager Les Milles berichtet. Oder sie konnten Anna Seghers berühmten Roman „Transit“ lesen, der einen sehr genauen Einblick in die Existenznöte der Flüchtenden, ihre Sorgen und Ängste, verschaffte.

„Transit“ ist jedoch ein literarisch anspruchsvolles, „Der Teufel in Frankreich“ ein intensives, die Qualen eines Internierten vor Augen führendes Buch. Uwe Wittstocks Darstellung hingegen ist eine zahlreiche Schicksale in den Blick nehmende Übersicht über die Situation, die damals Marseille beherrschte. In kurzen Kapiteln, die manchmal nur eine Seite umfassen und dabei wechselnde Protagonisten in den Vordergrund stellen, zeichnet er die Ereignisse des Jahres 1940 nach. Man begegnet in diesen Kapiteln u.a. Alma Mahler-Werfel und Franz Werfel, Heinrich und Nelly Mann, Walter Mehring, Lion und Marta Feuchtwanger, Hannah Arendt, Walter Benjamin und Hertha Pauli.

Wittstocks Buch ist leichte Kost. Es ist für ein größeres Publikum geschrieben, das in diesem Buch seinem Sprachniveau, und nicht einer literarischen oder fachwissenschaftlichen Sprache begegnet. Das prädestiniert dieses Buch dazu, ein Bestseller zu werden und damit ein wichtiges Kapitel europäischer Geschichte aus der Anfangszeit des Zweiten Weltkrieges in das kulturelle Gedächtnis der Deutschen einzufügen.

Daniel Hoffmann

Uwe Wittstock: *Marseille 1940. Die große Flucht der Literatur*, 351 S., C.H. Beck Verlag, München 2024, www.chbeck.de.

Wie der Mensch sich selbst begreift

Der Autor des vorzustellenden Buches ist trotz zahlreicher Publikationen nicht sehr bekannt, und daher werden viele wissen wollen: Wer war denn Wilhelm Salber (1928–2016)? Dreißig Jahre war dieser Wissenschaftler Direktor des Psychologischen Instituts II der Universität zu Köln, und er hat dort eine neue Richtung oder „Schule“ begründet, die Psychologische Morphologie. Auf mehreren Gebieten hat Salber intensiv geforscht: Wissenschaftstheorie, Erziehungs-, Werbungs-, Medien- und Kunstpsychologie; er entwickelte eine neue Form der Kurzpsychotherapie, die sich in der Praxis bereits bewährt hat.

Immer wieder hat Salber Vorlesungen über die Geschichte der Psychologie gehalten. In seinem Nachlass fanden sich Aufzeichnungen dieser Vorlesungsreihe. Daniel Salber, ein Sohn des Autors, hat diese lehrreichen Texte jetzt unter dem Buch-



titel „Wie der Mensch sich selbst begreift“ herausgegeben. Um die wendungsreiche Geschichte der Psychologie darzustellen, diskutierte Salber in einer allgemeinverständlichen Art und Weise viele bekannte und weniger bekannte Werke, die seit der Renaissance erschienen sind. Bemerkenswert ist, dass der Autor nicht nur Arbeiten von Psychologen bespricht; erörtert werden z.B. auch Romane von Francois Rabelais und Henry Fielding sowie Abhandlungen der Philosophen Immanuel Kant und Karl Marx. In jedem Fall wird das psychologische Konzept des jeweiligen Verfassers deutlich herausgearbeitet.

An einigen Stellen unterstreicht Salber die wichtige Tatsache, dass es zwei Sorten von Psychologie gibt: „Die eine Sorte betont die Zirkulation der Psychologie mit dem Alltagsleben und der Geschichtlichkeit unserer Kultur. Die andere Sorte

sucht sich durch einen ausgedehnten Formalismus gegenüber einer Konfrontation mit Lebensinhalten abzusichern“. Seine eigene Position, von der aus er Theorien über das seelische Geschehen einschätzt, verschweigt Salber nicht: „Bei dieser Geschichte des Seelischen und der Psychologie will ich ganz offen sagen, dass es eine parteiische Geschichte ist. Sie nimmt Partei für die Entwicklung einer autonomen Psychologie.“

Der Herausgeber des Bandes stellt in seinem kurzen Vorwort mit Recht fest, dass das vorliegende Buch auch eine gute Einführung in die Psychologische Morphologie ist. Auf eine naheliegende Frage geht Daniel Salber jedoch nicht ein: Warum hat sein Vater das nun vorliegende

Werk nicht schon seinerzeit veröffentlicht? Ich bin überzeugt, dass der Begründer der Psychologischen Morphologie damals nicht an eine Publikation dachte, weil er die Vorlesungen als eine Vorarbeit zu seinem Werk „Seelenrevolution. Komische Geschichte des Seelischen und der Psychologie“ (Bonn 1993) betrachtet hat. Ein Vergleich der zwei Bücher zeigt, dass Salber in seiner „Seelenrevolution“ auch die „Vorgeschichte“ darstellt. Er beschreibt und analysiert einige Epochen vor der Renaissance, so die Zeit und die Ansichten der Römer, der Griechen und der Germanen. Den alten Israeliten hat der Autor ebenfalls ein kurzes Kapitel gewidmet, das in einem anderen Rahmen eine nähere Betrachtung verdient.

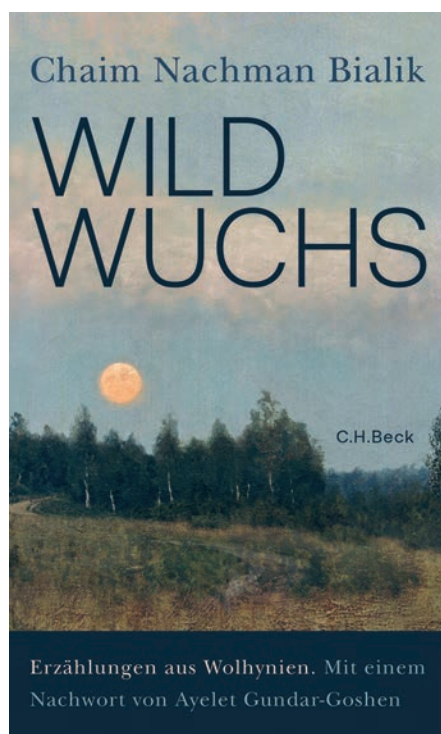
Ohne Zweifel ergänzen die zwei lehrreichen Bücher einander. Die Ausführungen in der „Seelenrevolution“ sind sehr verdichtet und nicht immer leicht zu verstehen. Daher empfiehlt es sich, zuerst die „Vorlesungen“ zu lesen. Es war jedenfalls eine gute Entscheidung von Daniel Salber, die alten (und immer noch lesenswerten) Vorlesungen seines Vaters der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Yizhak Ahren

Wilhelm Salber: Wie der Mensch sich selbst begreift, Vorlesungen zur Entstehung der Psychologie, herausgegeben von Daniel Salber, 272 Seiten, Psychosozial-Verlag, Gießen 2025, www.psychosozial-verlag.de.

Wildwuchs

Chajim Nachman Bialik, einer der berühmtesten Vertreter der neuhebräischen Literatur des osteuropäischen Judentums, ist gleichermaßen als Dichter und als Denker hervorgetreten. 1873 im ukrainischen Radi geboren, siedelte er 1924 nach Tel Aviv über und starb 1934 während eines Aufenthaltes in Wien. Vor seiner Übersiedlung nach Palästina lebte er eine Zeitlang in Deutschland. Bei den Spaziergängen, die er mit Samuel Joseph Agnon, dem künftigen Nobelpreisträger für Literatur, in Bad Homburg unternahm, war auch Gershon Scholem mit dabei, der diese einzigartige Begegnung zweier Größen der hebräischen Literatur der Moderne in seinem Aufsatz „Agnon in Deutschland. Erinnerungen“ (1967) festgehalten hat. Anders als Agnon hat jedoch Bialik nur eine sehr spärliche Rezeption in Deutschland erfahren. Seine Lyrik, vor allem das Poem „In der Stadt des Tötens“, wurde gelegentlich ins Deutsche übersetzt, auch eine Reihe von kulturkritischen Essays, z.B. zur Bedeutung von Halacha und Aggada für das moderne Judentum. In seinen Essays entwirft er für das moderne Judentum einen säkularen Rahmen, der sich gegen die Tradition abgrenzt. Bialiks kulturzionistischer Bildungsidee gegenüber verhielten sich die deutschen Juden seinerzeit jedoch reserviert. Im Britischen Mandatsgebiet Palästina wurde er hingegen als ein Nationalheld gefeiert. Seine zentrale Bedeutung für die Kulturnation Israel ist bis heute unverändert hoch. Mit den drei Erzählungen des Bandes „Wildwuchs“, zu denen ergänzend das auf den Pogrom in Kischinew im Jahre 1903 verfasste Poem „In der Stadt des Tötens“ tritt, verbindet der C.H.Beck-Verlag jedoch eine andere Intention, die aus den Nachworten der israelischen Autorin und Psychologin Ayelet Gundar-Goshen, der Übersetzerin Ruth Achlama sowie der Semitistin Lea Gzella, die auch das Glos-



sar zu den Texten zusammengestellt hat, hervorgeht.

Die Erzählungen in „Wildwuchs“ wollen zuallererst Bialik als einen großartigen, mit seiner poetischen Kraft sowohl die Realität als auch die Natur sensibel beschreibenden Prosaschriftsteller vorstellen. Sie sind zum ersten Mal ins Deutsche übersetzt. Bialik schildert in ihnen seine Kindheitswelt im russischen Wolhynien, seine Verwurzelung in einem traditionell frommen jüdischen Milieu sowie seinen vehementen emanzipatorischen Impuls, dieses Milieu durch den Entwurf eines eigenen, säkularen Lebensweges zu verlassen. Mit der Erzählung „Die beschämte Trompete“, in der eine jüdische Familie am Sederabend von den Behörden aus ihrem Dorf, in dem sie sich illegal aufhalten, vertrieben werden, und dem Poem „In der Stadt des Tötens“ tritt je-

doch auch die Welt der Pogrome und Massaker am jüdischen Volk in den Vordergrund.

Mit klugen Ausführungen verbindet Ayelet Gundar-Goshen die Vertreibung der jüdischen Familie in Bialiks Erzählung, das Pogrom in Kischinew, dessen Ausmaß Bialik im Auftrag der Juden von Odessa am Ort des Geschehens untersuchte, sowie das Massaker der Hamas am 7. 10. 2023 miteinander. Insofern hat dieses Buch zugleich einen politischen Anspruch. Es soll aufzeigen, wie die Gräueltaten, ob es sich um historische oder gegenwärtige handelt, jedes Mal einen Prozess des Verstehens hervorrufen, der oft Ratlosigkeit entstehen lässt und nie zu Ende scheint. Darüber hinaus bieten die drei Erzählungen, zu denen „Die beschämte Trompete“, die Liebesgeschichte zwischen dem jungen Noah und dem Findelkind Marinka „Hinter dem Zaun“ sowie „Wildwuchs“, eine autobiografische Reminiszenz an eine Kindheitswelt zwischen autoritärem Vater und einem emanzipierten Leben in einer säkularen Welt, gehören, Einblicke in die seelischen Ursprünge, aus denen sich die Dichtergestalt des Chaim Nachman Bialik speiste.

Bialik ist auch in seinen Erzählungen eine lyrische Natur. Er verdichtet das jüdische Milieu, in dem er aufwuchs, sowie die üppig wachsende Natur, in der er als Kind Zuflucht fand, zu poetischen Bildern. Diese Bilder gestaltet er zu einer privaten Naturmythologie aus, die ein mystisch-traumhaftes Gepräge besitzt. In „Hinter dem Zaun“, einer für das frühe 20. Jahrhundert gewagten erotischen Erzählung über das Begehren zwischen zwei ihre naturhafte Sexualität entdeckenden jungen Menschen, beschreibt Bialik, wie sein Protagonist Noah sich ins Gras wirft und fühlt, wie seine Seele in dessen Wurzeln zurückkehrt, wie er dadurch „zu einer der Früchte der Erde“ wird. Der Kontrast

zwischen frommer Bibelwelt des Judentums und profanem Lebensgefühl rückt in allen Erzählungen ins Zentrum von Bialiks poetischen Bildern.

Dafür gebe ich ein paar schöne Beispiele. In „Wildwuchs“ assoziiert Noah den in der Tora geschilderten heiligen Opferdienst der Israeliten im Stiftszelt mit der Küchenarbeit seiner Mutter „am Vorabend eines Feiertags“, zu deren Genrebild auch die Katze gehört, die nach der „Fettmasse über der Leber“ linst. Geradezu blasphemisch könnte das Bild von den Enten auf dem Teich erscheinen, die sich in ihm „reinigen und heiligen“, „wenn sie kurz untertauchen“. Für den heutigen säkularen Leser ist dies jedoch bereits das Symbol einer idyllischen Welt, die sich aus der Sphäre der Religion so etwas wie die Schutzhülle einer friedlichen Welt borgt. An einer anderen Stelle in „Wildwuchs“ zeigt Bialik auf, wie ihm das in der Tora geschilderte Biblische Land mit der heimatlichen Erde Wolhyniens zu einer Wirklichkeit zusammenwächst und

als ein und dasselbe Land anschaulich wird. „Ich kann mit dem Finger die Stelle auf dem Feld zeigen, wo Josef verkauft wurde.“ Durch diese Überblendungen von biblischem Judentum und säkularer Welt der Gegenwart entstehen poetische Bilder von einer einzigartigen Dichte.

Deshalb wäre es sinnvoller gewesen, statt eines lexikalischen Wissen präsentieren den Glossars einen Anhang mit Anmerkungen zu den einzelnen Textstellen einzurichten, an denen Besonderheiten des jüdischen Lebens aufscheinen. Dass das Alenu das Schlussgebet der Gottesdienste des Tages ist, trägt nicht zum Verständnis von Bialiks Schilderung der „Speichelreste vom Ausspucken beim Schlussgebet Alenu“ im Bart des Rebbe bei. Denn heutzutage ist dieser Brauch ja wohl vollständig verschwunden, so dass seine Erwähnung unverständlich bleibt. Ein Motiv der Erzählungen hätte jedoch kein Glossar erklären können. Sowohl in „Die beschämte Trompete“ als auch in „Hinter dem Zaun“ taucht das Bild eines Kalbes

auf, das allein und verzweifelt im Stall zurückbleibt, nachdem man die Mutterkuh an einen anderen Ort geführt hat. Ayelet Gundar-Goshen gibt für diese Szene in einem ihren Essay abschließenden Blick auf Bialiks seelische Verfassung einen Hinweis auf die Deutung dieses Motivs. Bialik, der als Kind nach dem Tode seines Vaters von seiner Mutter beim Großvater abgeliefert wurde, muss sich wie dieses im Stich gelassene Kalb gefühlt haben. Aber diese Kindheitsszene ist auch die Initialzündung, durch die das fortan einsame Kind etwas finden konnte, was ihm allein gehörte, nämlich seine eigene innere Welt, aus der er sein poetisches Universum aufbaute.

Daniel Hoffmann

Chaim Nachman Bialik: *Wildwuchs, Erzählungen aus Wolhynien, mit einem Nachwort von Ayelet Gundar-Goshen, aus dem Hebräischen von Ruth Achlama, 299 Seiten, C.H. Beck Verlag, München 2025, www.chbeck.de.*

Aus dem Nichts kommt die Flut

„Der Mann, dem das Gesicht in Grimm erstarrte“, so steht es über dem 1. Kapitel. Als Autor wird Pavel Klemczek genannt. Die Übersetzung aus dem Tschechischen wird Jitzchak Jeschajahu Katz zugeschrieben, dem Großvater vom Autor dieses Buches. Acht Kapitel werden erzählt, unterbrochen von Vorworten des Autors, Anmerkungen des Lektors und anderen Geschichten. Aber nie wird zu Ende erzählt. Das erste „schlanke“ Vorwort lässt uns wissen, dass Großmutter Zippora 1991 erstmals den Autor Klemczek erwähnte, als ihr Enkel sie im Krankenhaus besuchte. Nach und nach wird klar, dass dieser Klemczek so gut wie unbekannt ist, ja, vielleicht gab es ihn nie? Vielleicht ist es ein Text des Prager Kreises, wie das der Erzählung nachgestellte erste „Vorwort“ suggeriert, haben ihn also Hugo Bergmann, Franz Kafka, Max Brod, Oskar Baum und Felix Weltsch gemeinsam verfasst? Oder hat Pavel Klemczek tatsächlich gelebt, wie S. J. Agnon dem fiktiven Urgroßvater des Autors Uri Katz, Anselm Katz, gegenüber behauptet haben soll?

Auch die tschechische Studentin Julia, die bereits in dem ersten Vorwort auftaucht, hat darauf keine Antwort. Sie wird einige Zeit den Autor Uri Katz begleiten, bis sie eines Tages verschwindet. Er dagegen versucht weiter auf der Spur der Geschichte des anderen Autors zu bleiben. Das zweite Kapitel, wieder überschrieben mit „Der Mann, dessen Gesicht in Grimm erstarrte“, beginnt aber mit der Geschichte der Julia, die Sekretärin des titelgebenden Mannes, einem leitenden Direktor der staatlichen Fabrik für Blei-



stifte und Schreibwaren. Dem hätte sie den Kaffee zu festgesetzter Stunde bringen müssen, verließ aber stattdessen ihren Arbeitsplatz – und ihren Mann und macht sich auf in einen Ort im Studentenland. Dort ist sie mit der Schauspielerin Rosa verabredet – die aber nicht kommt.

Im 3. Kapitel erfahren wir, dass der Autor Uri Katz auf eine Version mit einem Kalifen stößt, der immer wütend war, erzählt von einem Taxifahrer, Isak al-Husseini. Dieser Taxifahrer ist der Enkel eines Mannes, den Großvater Jitzchak kannte. Ein „beleibtes“ Vorwort klärt uns auf, dass es fünf Kapitel vom Mann, dessen Gesicht in Grimm erstarrte, in der Fas-

sung des Großvaters gibt. Später werden wir von der Verbindung zwischen der arabischen und aus dem Tschechischen ins Hebräisch übertragene Version erfahren, als der Autor endlich der Empfehlung seines Lektors folgt und die Geschichte seines Großvaters Jitzchak im Kibbutz Kiriat Etzion erzählt. Seine Geschichte zur Zeit des ersten israelisch-arabischen Krieges liest sich äußerst spannend.

Bis es soweit ist, durchstreifen wir mit dem Erzähler unterschiedliche Welten zu unterschiedlichen Zeiten. Die titelgebende Geschichte ist eingebettet in ein psychologisches Intermezzo, das uns erschlägt: „Wassermassen umspülen dich mit ungesagten Worten, Worten, die die ganze Zeit dort gewesen sind, auch wenn nicht unbedingt in dieser Anordnung.“ Die Flut, die aus dem Nichts kommt, ist also die Flut der Worte. Verwirrend das alles? Nun, den Autor treibt es angeblich in die Psychiatrie, wie wir von seinem Lektor erfahren. Aber wir sind um viele Facetten einer Geschichte oder vieler Geschichten reicher geworden. Sie lassen uns neugierig werden auf die Geschichten hinter den Namen, in verschiedenen Ländern und in unterschiedlichen Zeiten. Für alle, die gern suchen, auch wenn sie nicht alles finden, ein gut geschriebenes, unterhaltendes Buch, nie langweilig. Es vermittelt uns: So hätte es gewesen sein können.

Angela Genger

Uri Jitzchak Katz: *Aus dem Nichts kommt die Flut, 576 S., Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 2024, www.hoffmann-und-campe.de.*

Der Strohhut

In der Reihe „anders erinnern“ des in Wien ansässigen Verlages der Theodor Kramer-Gesellschaft ist mit Bruno Freis Jugenderinnerungen „Der Strohhut“ im vergangenen Jahr ein kleines Juwel des „anderen Erinnerns“, ein Eingedenken an eine jüdische Jugend zu Beginn des 20. Jahrhunderts, erschienen. Dass dieses Buch ein Juwel geworden ist, liegt nicht allein an Freis berührender Schilderung seiner Jugendzeit, sondern ebenso an dem ausführlichen, Freis gesamtes Leben in den Blick nehmenden Nachwort der Wiener Historikerin und Publizistin Evelyn Adunka. Ihr ist es zu verdanken, dass dieser kleine Text, dessen Typoskript sie 2004 aus Freis Nachlass kopierte, publiziert wurde.

Bruno Frei, 1897 in Preßburg, damals zur k.u.k.-Monarchie gehörend, in eine fromme jüdische Familie geboren, ist 1916, als er noch Student der Philosophie in Wien war, in Kontakt mit der linksliberalen Tageszeitung „Der Abend“ gekommen. Dieser Kontakt war der Beginn einer langen Laufbahn als Publizist. Freis Jugenderinnerungen beginnen jedoch im Jahre 1903 in Preßburg und im orthodoxen jüdischen Milieu, in dem er aufgewachsen ist. Entscheidend für die Art und Weise, in der sich Bruno Frei in diesem Milieu einen eigenen Zugang zu seinem Judentum herausgebildet hat, ist der Jom-Kippur-Tag, der mehrmals zum Wendepunkt seiner jüdischen Einstellung geworden ist. Für das Jom-Kippur-Fest im Jahre 1903 ist es der Priestersegen im Gottesdienst, das „Duchenen“, bei dem er gegen das Verbot, auf die segnenden Hände der Kohanim zu schauen, verstieß und glaubte, dadurch den Segen „für immer verwirkt“ zu haben.

Der anschließende Kommentar zum „Duchenen“ jedoch zeigt, dass sich Frei, der sich 12 Jahre später endgültig nicht nur vom orthodoxen Milieu, sondern auch vom religiösen Judentum löste, ein äußerst sensibles Verständnis für die tiefe Bedeutung dieses religiösen Judentums bewahren konnte. Das wird an dieser Stelle, aber auch an zahlreichen Äußerungen aus der späteren Zeit deutlich. „Man kann nicht sagen, dies sei Mittelalter in der Neuzeit. Es ist viel älter, es ist uralte, es ist ein Relikt der ersten Be-seelung des Menschen mit Gott.“ Freis Jugenderinnerungen sind, wie Adunka schreibt, Ende der 1970er Jahre von der späteren Politikwissenschaftlerin Antonia Grunenberg angeregt und begleitet worden. 1972 hatte Frei bereits mit „Der Papiersäbel“ einen Band Lebenserinnerungen publiziert.

Der Titel dieses Buches hat ebenso einen sprechenden Charakter wie „Der Strohhut“.



hut“. Er kreist nämlich um die Fragen, die Frei auch in „Der Strohhut“ formuliert, als er sein Leben überdenkt. „Was war ich eigentlich? Ein Zuschauer? Ein Wortemacher?“ Die Jugenderinnerungen belegen, dass er ein sensibler Wortkünstler war, ein Schriftsteller, der um die gerechte Sache in der Welt gekämpft hat. Deshalb kommen aus seiner Jugendzeit sowohl das jüdische Milieu als auch seine Bedrohung durch den Antisemitismus immer wieder zur Sprache. Eindrucksvoll ist Freis Erinnerung an seine Besuche als Kind an den Nachmittagen des Schabbats bei seiner Großmutter.

Sie erzählte den Kindern anhand verschiedener Gegenstände, die in einer Vitrine in ihrer Wohnung ausgestellt waren, von der Geschichte der Juden im 19. Jahrhundert. Im Zentrum steht ein rotes Papier als Relikt der 1848er Revolution, auf dem das Wort „Emancipation“ zu lesen ist. Die Revolution, für die Juden eine Hoffnung auf Emanzipation, endete jedoch in dem, was die Masse unter Freiheit verstand, in einem Judenpogrom, in dem Juden ausgeplündert und in ihrem Leben bedroht wurden. Aus diesen Erinnerungen der Großmutter, denen die Kinder manchmal gespannt, manchmal gelangweilt, zuhörten, sind für Frei Erinnerungen an die das 19. Jahrhundert überdauernde Judennot geworden, denen er ein starkes Gerechtigkeitsverlangen entgegenstellte.

Frei ist früh zum Kommunismus gelangt, jedoch hat ihn sein Vater, als es mit der von diesem gewünschten Ausbildung in der Talmudschule in Preßburg nicht klappt hat und der Sohn bei einer linksliberalen Zeitung zu publizieren anfang, einen „roten Rabbi“ genannt. In einem

Nachruf auf Bruno Frei, der 1988 in Wien gestorben ist, nachdem er 1947 aus dem mexikanischen Exil nach Wien zurückgekehrt war, wurde er, wie es Adunka im Nachwort zitiert, ein „marxistischer Rabbi“ genannt. Dass Bruno Frei im Herzen tatsächlich sein Leben lang ein frommer Jude geblieben ist, obwohl er als junger Mann, mit einem Strohhut auf dem Kopf, eines Tages die Jeschiwa in Preßburg betrat und damit signalisierte, dass für ihn die Ausbildung beendet sei, zeigt seine lebenslange Verehrung für seinen ersten Jeschiwa-Lehrer Reb Leser Katz.

Frei hat immer jüdisch gedacht. In seinem „Großen Bekenntnis“, einer selbstverfassten Totenrede, die Adunka im Nachwort zitiert, klagt er sich 1980 nicht mit dem geläufigen „Mea Culpa“ an, zum Antisemitismus in der Sowjetunion geschwiegen zu haben, sondern mit den beiden ersten Worten der Kurzfassung des Sündenbekenntnisses am Jom Kippur. Bei Oschamnu bogadnu schlägt man sich bei jedem Wort des Gebetes mit der zur Faust geschlossenen Hand auf das Herz. Reb Leser Katz hat Frei den Weg zu den Propheten als Quintessenz der jüdischen Lehre gewiesen. Den Kern ihrer Botschaft sah Frei in den Worten des Jesaja: „Zion wird durch Recht erlöst und seine Bekehrten durch Gerechtigkeit.“

Vor allem der zweite Teil dieses Satzes hat Frei ein Leben lang zum Nachdenken gebracht, weil er sich wohl immer in der Gestalt des Bekehrten gesehen hat. In einem späten Aufsatz mit dem Titel „Zur Frage der jüdischen Identität“, der 1982 in der Zeitschrift „Das Jüdische Echo“ erschienen ist, fragt Frei sich, was Jesaja unter Gerechtigkeit versteht. „Ich übersetze ‚Gerechtigkeit‘ mit ‚Saubereit‘, moralische Saubereit.“ Zu dieser moralischen Saubereit gehört auch, dass man sich des Antisemitismus erwehrt, der für Frei nicht eine Krankheitserscheinung an einem ansonsten gesunden Körper ist. Liest man die Rezensionen des Freis 1978 erschienenen Broschüre „Sozialismus und Antisemitismus“, die Adunka im Nachwort zitiert, hat man für einen Moment ein Déjà-vu. Es sind ewig dieselben Positionen, dieselben Schlagworte, die die Antisemiten produzieren, weil ihr Geist versteinert zu sein scheint. Bruno Freis Jugenderinnerungen sind eine nicht nur anrührende, sondern auch eine zum Weiterforschen anregende Lektüre, da man bei ihr auf zahlreiche beeindruckende Persönlichkeiten stößt. Daniel Hoffmann

Bruno Frei: *Der Strohhut, Jugenderinnerungen*, Hrsg. mit einem Nachwort von Evelyn Adunka, 212 S., Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft, Wien 2024, www.theodorkramer.at.

Was ist Neurotheologie?

Das erste jüdische Museum der Welt wurde im Jahre 1895 in Wien eröffnet. Die Jubiläumsausstellung, die man bis Anfang Oktober 2025 in der Hauptstadt Österreichs besuchen kann, behandelt ein Thema, das manche als gewagt oder sogar als „unmöglich“ einschätzen werden: „G*tt. Die großen Fragen zwischen Himmel und Erde“. Kuratiert haben diese facettenreiche Ausstellung Daniela Schmid und Domagoj Akrap, die die hier vorzustellende Publikation herausgegeben haben. Um den Leserkreis wesentlich zu erweitern, erscheint der Katalog zweisprachig: Deutsch und Englisch.

Mit Recht bemerkt Barbara Staudinger, die Direktorin des Museums, in ihrem Vorwort, dass eine Ausstellung zu Gott nur mehr Fragen aufwerfen kann, als sie zu beantworten vermag. Betont sachlich werden folgende Fragen erörtert: Wie heißt Gott? Wie zeigt sich Gott? Wo wohnt Gott? Wie stellt sich der Mensch Gott vor? Wie erreicht man Gott? Wozu Gott?

Ausgewiesene Fachleute wie Moshe Idel, Daniel Sperber, Giulio Busi und Karl E. Grözinger, um nur einige zu nennen, versuchen in kompakten Abhandlungen, klare Antworten auf die gestellten Fragen zu entwickeln. Referiert werden sowohl traditionelle Ansichten als auch religionskritische Stimmen wie die des Psychoanalytikers Sigmund Freud.



Aufgrund der Fülle des ausgebreiteten Materials ist anzunehmen, dass jeder Leser Neues erfahren wird. Mir war die Tatsache unbekannt, dass es eine Neurotheologie gibt. Womit beschäftigt sich diese Wissenschaft? „Die moderne Neurotheologie nutzt die heute verfügbaren Techniken für Gehirnschans, um die Auswirkungen verschiedener Praktiken und Erfahrungen zu erforschen.“ Man hat beispielsweise untersucht, wie das Rezitieren des Schma-Gebets in der Aktivität der Frontallappen zum Ausdruck kommt. Manche Leute werden einwenden: Lohnt

es sich denn überhaupt, Befunde dieser Art zu kennen? Andrew B. Newberg vertritt demgegenüber die These: „Die Neurotheologie bietet uns die Möglichkeit, unser Verständnis von uns selbst und der engen Verbindung zwischen dem Biologischen und dem Spirituellen zu vertiefen.“

Für die Ausstellung in Wien haben die Museumsleute viele Ritual-Objekte sowie ältere und moderne Kunstwerke zusammengetragen, die im Katalog in einem leserefreundlichen Format abgebildet sind. Nicht wenige dieser Bilder werden sorgfältig erläutert. So wie man in einem Museum durch die Ausstellungshallen flaniert und hier und da etwas länger verweilt, so kann man im vorliegenden Band wie in einem bunten Bilderbuch blättern und sich mit diesem Kunstwerk oder mit jenem Gegenstand intensiver beschäftigen.

Je nach Weltanschauung und Wissensstand des Lesers werden andere Teile des Buches interessant erscheinen. Den informationsreichen Katalog kann man jedem empfehlen, der die weitgehend unbekannte Welt des Judentums besser verstehen möchte.

Yizhak Ahren

*Domagoj Akrap und Daniela Schmid (Hrsg.) für das Jüdische Museum Wien: G*tt. Die großen Fragen zwischen Himmel und Erde, 260 S., Hentrich und Hentrich Verlag, Leipzig 2025, www.hentrichhentrich.de.*

Der Nürnberger Machsor

Von den hebräischen Manuskripten, die im Mittelalter geschrieben wurden, sind schätzungsweise nur fünf Prozent erhalten geblieben. Erfreulicherweise wurde ein außergewöhnliches Werk aus dem vierzehnten Jahrhundert, das aus über tausend Pergamentseiten besteht und achtundzwanzig Kilogramm wiegt, nur leicht beschädigt, und zwar durch den Diebstahl einiger Blätter. Es handelt sich um einen auch in ästhetischer Hinsicht beeindruckenden Machsor, ein Gebetbuch für die besonderen Tage des jüdischen Jahres.

Der Nürnberger Machsor wurde, so ist dem Kolophon zu entnehmen, am 8. August 1331 fertiggestellt. Mattania, der Schreiber, vermerkte den Namen des Auftraggebers – ein sonst unbekannter Jude: Jehoshua ben Yizhak –, aber er ließ unerwähnt, wo er sein Meisterwerk geschaffen hat. Die in der Literatur übliche Bezeichnung „Nürnberger Machsor“ kommt daher, dass dieses Gebetbuch sich mehr als vierhundert Jahre in der Stadtbibliothek von Nürnberg befand. Überliefert ist, dass Leopold I, Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, das hebräische Manuskript 1658 in Nürnberg gesehen hat. Wie

der prachtvolle Machsor in die Stadtbibliothek gelangte, ist unklar.

Rabbiner Bernhard Ziemlich vermutete in seiner 1886 veröffentlichten Monographie über den Nürnberger Machsor, das Manuskript sei in Regensburg entstanden. Die Annahme, das Werk sei nicht in Nürnberg geschrieben worden, diente der Stadtbibliothek als ein Argument, um den Machsor 1951 an den Geschäftsmann und Mäzen Salman Schocken zu verkaufen, der ihn nach Israel brachte. Dessen Enkel haben im Jahre 2007 das Buch an den Sammler David Jeselsohn (Zürich) verkauft. Bis 2023 war der Nürnberger Machsor als Leihgabe im Israel Museum (Jerusalem) ausgestellt. Jeselsohn konnte mehrere Fachleute für die Untersuchung des Manuskripts gewinnen, und er hat die nun vorliegende Publikation der Forschungsergebnisse finanziell unterstützt. Ungefähr drei Dutzend farbige Abbildungen vermitteln einen Eindruck von der graphischen Gestaltung der Manuskriptseiten. Der neue Sammelband unterstreicht die Tatsache, dass im Mittelpunkt des Nürnberger Machsors Pijutim stehen, das sind hebräische Dichtungen für die Liturgie. Der Redakteur des Machsors hat

mehr als siebenhundert Pijutim in sein Werk aufgenommen! Jona Fränkel und sein Sohn Avraham Fränkel haben eine Einführung in die Welt der Pijutim verfasst; ins Detail gehend beschreiben sie Besonderheiten, die man im Manuskript feststellen kann. Auch stellen die genannten Liturgie-Forscher einige bedeutende Dichter und ihre Werke kurz vor.

Pijutim sind poetische Texte, die sprachlich sowie inhaltlich nicht leicht zu verstehen sind. Kommentare werden deshalb sehr hilfreich; dieses Genre erfreute sich im Mittelalter großer Beliebtheit. Der Nürnberger Machsor enthält mehr Pijut-Kommentare als irgendein anderes Manuskript – insgesamt Erläuterungen zu 419 Pijutim. Elisabeth Hollender hat die Kommentare sorgfältig studiert; sie stellte fest, dass der Kompilator Kommentare aus verschiedenen Sammlungen ausgewählt hat. Die Erläuterungen zu den liturgischen Dichtungen beweisen übrigens, dass der Machsor nicht nur für den Vorbeter in der Synagoge bestimmt war. Pijutim und Kommentare wurden im Religionsunterricht der damaligen Zeit studiert.

Der Kunst im Nürnberger Machsor sind im vorzustellenden Buch zwei Abhand-

nen Figuren visuelle Interpretationen der Texte darstellen.

Die vorbildlich aufgemachte Neuerscheinung in englischer Sprache, nach Ziemlichs Studie das zweite Buch über den Nürnberger Machsor, wird sicher jedem gefallen, der die Möglichkeit erhält, im umfangreichen Buch zu blättern. Die wissenschaftlichen Abhandlungen sind solide gearbeitet und lehrreich. Dass bisher nicht sämtliche Rätsel gelöst werden

Yizhak Ahren

Elisabeth Hollender (ed.): *The Nuremberg Mahzor. History, Codicology, Liturgy and Art*, 489 Seiten, Published by The Hebrew University Magnes Press, Jerusalem 2025.

РОШ ХА-ШАНА Земельный раввин д-р Йоэль Бергер

Наши праздники в течение литургического года перечислены в Сефер Бамидбар, в четвертой книге Моисея, главы 28 и 29. О важном содержании Рош Ха-Шана, нашего новогоднего праздника, мы читаем: «...первый день седьмого месяца будет для вас праздничным днем. Не должна выполняться никакая работа. Этот день должен быть для вас днем звучания труб» (4.В.М. 29:1ff). Еврейские праздники в Торе связаны с заповедью об отдыхе от работы. Однако в этот первый день седьмого еврейского месяца Тишри добавляется понятие «звуки труб». Наши мудрецы интерпретируют этот день как «главный день года», как Рош Ха-Шана, праздник Нового года, начало нового еврейского года. Труба, которая должна звучать в этот день, – это шофар, природный инструмент, изготовленный из рога барана. Слушать эти звуки – религиозное предписание из Торы. Они должны еще более настойчиво напоминать нам о том, что нельзя легкомысленно относиться к призыву к покаянию и признанию своих ошибок. По мнению раввинов, он должен пробудить евреев от сонной дремоты всего года, чтобы напомнить им, что и в этот день, как и в Судный день, они стоят перед своим Создателем, чтобы отчитаться за прошедший год.

Высказывания в кодексе законов величайшего еврейского ученого XIII века Маймонида, похоже, усиливают эмоцию: «Проснитесь, спящие. Взвесьте свои поступки, вспомните своего Создателя и обратитесь к Нему с покаянием. Не гонитесь за мечтами, не тратьте зря свои годы. Не стремитесь к тому, что не имеет смысла. Лучше исследуйте свою душу; смотрите только на свои собственные поступки, чтобы вы могли покинуть свои заблудшие пути. Возвращайтесь к своему Богу, чтобы Он мог проявить к вам милость» (Hil. Teshuvah 3: 4).

Когда в определенные дни согласно Торе трубят в шофар, это напоминает нам о готовности Авраама принести в жертву даже своего собственного сына Исаака по велению Бога, а также о баране, который был принесён в жертву вместо сына. Согласно более позднему раввинскому толкованию, мы трубим в шофар, чтобы пробудить нашу совесть.

Особенность шофара заключается также в том, что из некогда богатых сакральных музыкальных инструментов Иерусалимского храма для современного иудаизма остался только этот «сырой» природный инструмент. Другие инструменты, упоминаемые в Библии, такие как барабан, арфа, китера, флейта, треугольник, исчезли с разрушением храма в 70 году нашей эры.

Тора впервые упоминает о шофаре при даровании Десяти заповедей на горе Синай. Позже, в третьей книге Моисея Вайкра, звучит шофар, объявляющий о начале года Йовель, когда недвижимость, проданная из-за

нужды, возвращается к первоначальному владельцу. Также все те люди, которые были вынуждены отбывать свои долги на чужбине, теперь могут вернуться домой к своим семьям

(3 Б.М; 25:9-10). Звук шофара означает здесь «отчетливое» напоминание о смысле социальной справедливости. Год освобождения от долгов наступает всегда после семи шаббатных лет, то есть после 7 раз по 7, то есть через 49 лет. Заповеди шаббата и года Йовель являются основополагающими признаками социального законодательства в нашей Торе.

Когда 3000 лет назад царь Давид торжественно въехал в Сион, то есть в Иерусалим, также прозвучал шофар (II Цар. 6:15), чтобы упомянуть лишь некоторые «применения» шофара из Библии.

Наши мистики и каббалисты средневековья ярко подчеркивают роль шофара в Судный день Бога, в Йом Кипур. Здесь, перед судом Господним, как и перед любым земным судом, стоит и обвинитель, которого на иврите называют Сатана. Звуки шофара должны сбить его с толку – чтобы он не мог нас обвинить, гласит это народное представление.

В древности звук шофара в Иерусалиме объявлял о наступлении шаббата и, таким образом, о прекращении работы. Недавно был даже найден краеугольный камень с храмовой территории с надписью на иврите «Leba'al Tokea». Это означает (посвящен) «трубящему в шофар», т.е. тому, кто трубил в трубу на этом каменном холме.

Из древних времен мы знаем, что звуки шофара в некоторых местах были частью похоронного ритуала. Народная мудрость хочет таким образом предотвратить, чтобы «Малах Хамавет», вестник смерти, также называемый «ангелом смерти», оклеветал умершего или его душу перед престолом Бога.

Еще одной традицией праздника Рош Ха-Шана является Ташлих. Слово «ташлих» на иврите означает «отставить» или «отбрасывать». Во второй половине первого дня Рош Ха-Шана люди собираются у проточной воды (например реки, ручья или моря).

Участники бросают в воду крошки хлеба. Так же, как вода уносит крошки хлеба, так и грехи должны быть символически унесены. Это действие следует из стиха книги пророка Михея: «Ты бросишь все их грехи в глубины моря». (Михей 7: 19)

Ташлих символизирует раскаяние и желание исправиться, измениться и просить прощения в наступающем году. Рош Ха-Шана – это торжественное и радостное событие, поскольку оно побуждает к размышлениям о прошедшем годе и одновременно направляет помыслы на новые начинания.



Die Bildunterschriften finden Sie auf Seite 2, Beiträge zu den Bildern im Heft.